Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. Edmund Zoller.

Sechster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1858.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

LXXXI.

Was Herr Gerard fand, oder vielmehr nicht fand, als er nach Vanvres kam.

Allein und zu dem melancholischen Trott zweier kreuzlahmer Pferde verdammt, stürzte sich Herr Gerard in ein Meer von Vermuthungen.

Sein erster Gedanke war, zu Herrn Jackal zu eilen und Satisfaction für den schlechten Spaß, den ihm sein Agent gespielt, von ihm zu fordern.

Aber Herr Jackal schlug gewöhnlich, wenn er mit dem würdigen Herrn Gerard sprach, einen ungemein spöttischen Ton an, der diesem so unbehaglich zu Muthe machte, daß die Augenblicke, die er bei dem Chef der Sicherheitspolizei zubrachte, genau genommen, die peinlichsten seines Lebens waren.

Und was für eine Rolle würde er spielen? Die eines maulenden Schulknaben, der einen seiner Kameraden bei dem Lehrer verklagt.

Denn so weit auch Herr Gerard den Titel Kameraden in Beziehung auf Gibassier von sich abwies, er mußte sich dennoch gestehen, daß je ferner und weiter er ihn von sich werfe, desto schwerer würde er, gleich dem Felsen des Sisyphus, auf ihn herabfallen.

Er war deßhalb nicht lange unentschlossen und kehrte nach Vanvres zurück.

Er hatte Herrn Jackal am Tage vorher gesehen, und der Augenblick kam immer noch bald genug, Herrn Jackal wieder zu sehen, bei dem er, woran ihn Gibassier erinnerte, sich jede Woche zweimal zu melden hatte.

Eine unbestimmte Unruhe sagte ihm ferner, daß er in Vanvres bedroht sei.

So viel Schein auch die Gründe hatten, welche Gibassier genannt, Herr Gerard konnte doch nicht glauben, daß Gibassier sich je in solchem Grade als sein Freund gefühlt, um ein ganz natürliches Vergessen so sehr übel zu nehmen.

Etwas Besonderes blieb deßhalb im Grunde dieses Geheimnisses verborgen.

Und dann, in der Lage, in der sich Herr Gerard am Tage vor der Hinrichtung eines Mannes befand, der mit seinem Kopfe das Verbrechen bezahlte, das er, Herr Gerard, begangen, ist alles, was dunkel, auch gefährlich.

Er wünschte deßhalb in Vanvres zurück zu sein und fürchtete sich doch zu gleicher Zeit davor.

Aber die Pferde, welche den Weg von Vanvres nach der Barrière d'Enfer in einer und einer Viertelstunde gemacht, machten natürlich jetzt ihre Ermüdung fühlbar und brauchten ein und eine halbe Stunde, um von der Barrière d'Enfer nach Vanvres zurück zu kommen.

Umsonst drohte der Sturm immer gewaltiger, umsonst drang trotz des Rollens des Wagens das Grollen des Donners bis zu Herrn Gerards Ohren,

umsonst erhellten die Blitze die im Dunkel verlorene Landschaft oft plötzlich mit grellen Flammen, der Kutscher gab seinen Pferden nicht einen Peitschenhieb mehr und die Pferde gingen keinen Schritt rascher.

Im Augenblick, als es zehn Uhr schlug, stieg Herr Gerard vor seinem Hause ab und machte die Bezahlung mit dem Kutscher richtig.

Herr Gerard wartete geduldig, bis dieser seine Berechnung aufs Genaueste wiederholt, und seine Pferde endlich in der Richtung nach Paris trieb.

Erst dann wandte er sich nach seinem Hause um.

Es lag im tiefsten Dunkel da.

Obgleich kein Laden geschlossen war, sah man doch an keinem Fenster Licht.

Es war dabei nichts zu verwundern, denn es war spät; die Gäste mußten das Haus verlassen haben und die Dienerschaft befand sich vermuthlich in der Offiz.

Die Offiz bildete einen Theil der Hintergebäude und ging auf den Garten hinaus.

Herr Gerard stieg die Treppe hinan, welche von der Straße zu der Hauptthüre führte.

Während er die Stufen hinaufstieg, glaubte er trotz der Dunkelheit zu sehen, daß die Thüre offen stand.

Er streckte die Hand aus; die Thüre stand wirklich offen.

Es war eine große Unvorsichtigkeit von der Dienerschaft, in solcher Nacht, wo der Himmel mit der Erde einen so heftigen Kampf auszukämpfen sich rüstete, die Thüre offen zu lassen und die Läden nicht zu schließen.

Herr Gerard nahm sich vor, sie tüchtig auszuschelten.

Er trat ein, schloß die Thüre und befand sich in der tiefsten Dunkelheit.

Er näherte sich tastenden Schrittes der Loge des Portiers.

Die Thüre stand offen.

Herr Gerard rief nach dem Portier, niemand antwortete.

Herr Gerard machte einige Schritte, tastete mit dem Fuße, fand die erste Stufe der Treppe und rief, den Kopf erhebend, dem Kammerdiener.

Er erhielt keine Antwort.

„Sie essen wohl alle in der Küche," sagte Herr Gerard laut zu sich, als wenn durch das laute Sprechen die Sache an Wahrscheinlichkeit gewänne.

In diesem Augenblicke hörte man einen heftigen Donnerschlag, ein Blitz leuchtete und Herr Gerard sah, daß die Thüre des Perrons, welcher in den Garten führte, weit offen stand, wie die Straßenthüre.

„O, o!" murmelte er, „was soll das bedeuten? man sollte glauben, das ganze Haus sei verlassen und leer."

Er gelangte tastend an das Ende des Vestibules, denn man sah nur während der kurzen Dauer der Blitze, und von dort aus gewahrte er in der Offiz ein brennendes Licht.

„Ah!" sagte er, „ich hatte es ja gedacht, meine Leute sind da!"

Und brummend ging er nach der Küche.

Auf der Schwelle der Offiz blieb er jedoch stehen;

das Tischtuch war wie zum Abendessen der Dienstleute aufgelegt, nur die Leute selbst waren verschwunden.

„O!" machte Herr Gerard, „es geht hier etwas Wunderbares vor."

Er nahm das Licht, und kehrte durch den Corridor in den Speisesaal zurück.

Der Speisesaal war leer.

Er ging durch das ganze Erdgeschoß.

Das Erdgeschoß war leer.

Von dem Erdgeschoß ging er nach dem ersten Stock; der erste Stock war leer wie das Erdgeschoß; er ging in den zweiten; der zweite war leer wie der erste.

Er rief nochmals: ein unheimliches Echo war die ganze Antwort.

Als er an einem Spiegel vorüber kam, fuhr Herr Gerard vor Schrecken zurück. Er fürchtete sich vor sich selbst, so blaß war er.

Er stieg langsam die Stufen hinab, indem er sich am Geländer hielt; seine Beine wankten bei jedem Schritte. Endlich befand er sich wieder im Vestibule und trat von da auf den Perron hinaus, indem er sein Licht in die Höhe hob, um auf den Rasen hinaus zu sehen.

Aber in dem Augenblicke, als er das Licht in die Höhe hob, kam ein Windstoß, der das Licht auslöschte.

Herr Gerard befand sich wieder im Dunkeln.

Ein Schrecken, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte, der aber so unüberwindlich war, als wenn der stärkste Grund dazu vorhanden wäre, bemächtigte sich seiner. Er hatte einen Augenblick den

Gedanken, in sein Zimmer hinauf zu gehen und sich dort zu verbarricadiren, als er plötzlich einen furchtbaren Schrei ausstieß und, wie wenn seine Füße an die Platten des Perrons angewurzelt wären, stehen blieb.

Der Himmel hatte sich aufgethan, um einem Blitze Raum zu geben und bei dem Leuchten dieses Blitzes hatte Herr Gerard gesehen, daß der Tisch umgeworfen war und das Tischtuch wie ein Leichentuch im Winde flatterte.

Wer hatte den Tisch auf dem Rasen umstürzen können?

Aber vielleicht hatte auch Herr Gerard falsch gesehen; der Blitz hatte so flüchtig geleuchtet.

Er stieg den Perron Stufe um Stufe hinab, indem er sich die Stirne trocknete, und ging auf den Tisch zu, den man kaum als eine formlose Masse in der Dunkelheit unterscheiden konnte.

In dem Augenblicke, als er die Hand ausstreckte, um den Gesichtssinn durch das Gefühl zu ersetzen, war es ihm, als wenn die Erde unter ihm wiche.

Er machte einen raschen Sprung rückwärts.

Im selben Augenblick erhellte sich der Himmel und Herr Gerard sah zu seinen Füßen ein Loch, das die Gestalt einer Grube hatte.

Etwas, das wie ein Schrei klang, drang aus seiner Brust; aber es war kein menschlicher Schrei; es war zu gleicher Zeit der Ausdruck des Schreckens und etwas, was Schrecken einjagt.

„Nein, nein!" murmelte Herr Gerard, „es ist unmöglich, ich träume!"

Und da der Blitz, der ihn allein aus dieser Un-

gewißheit reißen konnte, immer noch säumte, aufs Neue zu leuchten, warf er sich auf die Kniee.

Es war ihm, als wenn seine Kniee in die frisch aufgeworfene Erde einsänken.

Er tastete mit der Hand.

Sein Auge hatte ihn nicht getäuscht; neben der frisch aufgeworfenen Erde befand sich ein frisch gegrabenes Loch.

Seine Zähne klapperten vor Schrecken.

„O," sagte er, „ich bin verloren! In meiner Abwesenheit hat man die Grube entdeckt, sie aufgegraben!" . . .

Er streckte die Arme in ihrer ganzen Länge aus, ohne auf den Grund kommen zu können.

„Und man hat den Leichnam mit fortgenommen!" rief er.

Dann fuhr er zusammen und legte die Hand auf den Mund, wie um sich am Sprechen zu hindern.

Und durch seine Finger lies seine Stimme ein unheimliches Schluchzen hören.

Er richtete sich auf, indem er murmelte:

„Was thun, mein Gott? Was thun?"

Er konnte nicht umhin, laut zu sprechen.

„Fliehen, fliehen, fliehen! stotterte er.

Dann stürzte er äußerlich athemlos und von Schweiß triefend fort, ohne zu wissen wohin.

Etwas Aehnliches, wie ein Winseln ließ sich hören. Herr Gerard, der sich bereits erhoben und im Fliehen begriffen war, blieb plötzlich stehen.

Dies Winseln war das Jammern eines Menschen.

Es war also ein Mensch da, wer war es? was that er hier?

Sobald ein Mensch da war, war es auch ein Feind.

Der erste Gedanke des Herrn Gerard war, diesen Menschen sich vom Halse zu schaffen.

Er suchte nach einer Waffe. Er hatte keine.

Der Schopf für die Gartenwerkzeuge war in der Nähe.

Herr Gerard stürzte mit einem Sprunge auf diese zu, bewaffnete sich mit einem Spaten, und kam zu dem Menschen zurück, furchtbar wie Cain, als er Abel zu tödten im Begriffe war.

Ein Blitz führte ihn. Ganz aller Besinnung baar, hob er den Spaten.

„Recht so, mein guter Herr Gerard," sagte eine angetrunkene Stimme; „vertreiben Sie diese verdammten Fliegen."

Herr Gerard blieb augenblicklich stehen.

Die Stimme zeugte von der vollständigsten Betrunkenheit!

„O!" machte Herr Gerard, „es ist ein unglücklicher Berauschter."

Und er ließ seinen Spaten sinken.

„Denken Sie sich diese Schufte von Türken!" sagte der Mann, indem er sich auf ein Knie erhob und sich an die Kleider des von Kopf bis zu Fuß schauernden Herrn Gerard anklammerte; „stellen Sie sich vor, daß sie mich wegen eines elenden Burschen von zehn Jahren, den ich ermordet, und ich weiß es nicht einmal gewiß, denken Sie sich, daß sie mich lebendig verscharrt, daß sie mich mit Honig bestrichen, und nun von diesen elenden Fliegen auffressen lassen. Glücklicherweise sind Sie gekommen

Herr, mein guter Herr Gerard," fuhr der Betrunkene fort, der die Wirklichkeit mit dem Traume vermischte, „glücklicherweise sind Sie mit Ihrem Spaten gekommen und haben mich aus meiner Grube befreit. Ah! Gott sei Dank, daß ich heraus bin; wahrhaftig, das hat Mühe gekostet, Herr Gerard, mein guter Herr Gerard, mein ehrenwerther Herr Gerard, und wenn ich hundert Jahre lebte, würde ich den Dienst nimmermehr vergessen, den Sie mir erwiesen!"

Trotz des unaufhörlichen Hin- und Herwankens und der angetrunkenen Stimme, erkannte Herr Gerard einen seiner Gäste.

Es war der Landwirth.

Was wußte er? Was hatte er gesehen? Wessen konnte er sich erinnern?

Das ganze Leben des Elenden beruhte darauf.

„Ei der Tausend!" fragte der Landwirth, „wo zum Teufel sind denn die Andern?"

„Das frage ich Sie?" sagte Herr Gerard.

„Nein, entschuldigen Sie," beharrte der Landwirth, „ich bin's, der Sie fragt. Wo sind sie?"

„Das müssen Sie wissen, suchen Sie doch Ihr Gedächtniß aufzufrischen; was haben Sie seit meinem Weggange gemacht?"

„Ich habe es Ihnen ja bereits gesagt, ehrenwerther Herr Gerard. Die Fliegen haben mich gefressen!"

„Aber ehe Sie die Fliegen fraßen, — erinnern Sie sich denn nicht mehr?"

„Ich glaube, ich habe ein Kind getödtet!"

Hr. Gerard schwankte, er war nahe am Umsinken.

„Nun," sagte der Betrunkene, „sind Sie es, oder bin ich's, der sich nicht auf den Beinen halten kann?"

„Sie sind es," sagte Herr Gerard: „aber seien Sie ruhig, ich werde Ihnen meinen Arm zum Fortkommen geben, wenn Sie mir zuvor erzählt, was nach meinem Weggange geschehen ist."

„Ah, ja, das ist wahr," sagte der Landwirth, „ich erinnere mich . . . warten Sie doch . . . Herr Jackal ließ Sie suchen, damit Sie der Hinrichtung jenes infamen Herrn Sarranti beiwohnen."

„Schon gut," sagte Herr Gerard, indem er einen letzten Versuch machte, um aus diesem Thier etwas herauszubringen; „aber nach meinem Weggang?"

„Nach Ihrem Weggang? warten Sie, warten Sie, warten Sie doch . . . Ah! Da kam der junge Mann, den Sie schickten."

„Ich," machte Herr Gerard, sich an diesen Faden klammernd, „ich hätte einen jungen Mann geschickt?"

„Ja, einen hübschen Jungen mit schwarzen Haaren, weißer Cravatte, schwarzem Fracke, ganz wie ein Notar gekleidet, nur besser."

„Und er war allein?"

„Das habe ich nicht gesagt, daß er allein war; er hatte einen Hund bei sich, einen wüthenden Hund. In jenem Augenblicke rettete ich mich; aber die Erde zitterte, so scharrte der verwünschte Hund."

„Wo das?" fragte Herr Gerard.

„Unter dem Tische," machte der Landwirth, „und

als die Erde zitterte, fiel ich. Von da ab fraßen die Fliegen an mir."

„Und Sie können sich auf nichts weiteres besinnen?" fragte Herr Gerard ängstlich besorgt.

„Weiteres? Sie glauben, man könne sich auf etwas besinnen, wenn die Fliegen an einem fressen. Ah! Sie haben's gut vor, Sie!"

„Nun," sagte Herr Gerard beinahe bittend, „suchen Sie sich doch zu besinnen, mein guter Freund."

Der Betrunkene begann zu suchen, indem er an seinen Fingern zählte.

„Nein," sagte er, „das ist Alles: Herr Sarranti, Herr Jackal, der junge schwarzgekleidete Mann mit der weißen Cravatte und der Hund Brasil."

„Brasil! Brasil!" rief Herr Gerard und sprang dem Landwirth an die Gurgel. „Sie sagen, der Hund habe Brasil geheißen?"

„Aber geben Sie doch Acht, was Sie thun, Sie! Sie erdrosseln mich ja. Zu Hilfe! Zu Hilfe!"

„Unglücklicher! Unglücklicher!" machte Herr Gerard, indem er auf die Kniee fiel, „schreien Sie doch nicht, schreien Sie doch nicht!"

„So lassen Sie los, lassen Sie mich gehen."

„Ja, ja, gehen Sie," sagte Herr Gerard; „ich werde Sie führen."

„Das laß' ich mir gefallen!" sagte der Betrunkene. „Aber wie! Sie sind ja betrunken?"

„Wie das?"

„Sie können sich nicht mehr aufrecht auf den Beinen halten."

Das war wirklich der Fall: statt den Landwirth zu stützen, hätte es Noth gethan, daß dieser Herrn Gerard geführt.

Mit unaussprechlicher Mühe und Angst gelang es Herrn Gerard den Landwirth nach der andern Seite der Straße zu ziehen; aber er war nicht ruhig, bis er ihn sich hatte entfernen sehen; der Betrunkene stolperte bei jedem Schritt, blieb jedoch auf den Beinen und stotterte bei jeder Schwankung:

„Verfluchte Fliegen!“

Als der Betrunkene sich in der Dunkelheit verloren und man seine Stimme in der Entfernung nicht mehr hören konnte, kehrte Herr Gerard wie das erste Mal nach seinem Hause zurück; er schloß die Straßenthüre hinter sich; dann ging er, nach und nach abgehärtet durch die auf einander folgenden und wachsenden Aufregungen, die er seit seiner ersten Entfernung durchgemacht, nach der Grube, sieg, in einem letzten Seufzer seinen Muth zustammen nehmend, in das Loch, und tastete mit den Händen ringsumher.

Er fand das Loch bei der Untersuchung mit der Hand leer.

Ein Blitz, der vom Himmel zuckte, begleitet von einem furchtbaren Donnerschlag und große Regentropfen zeigten ihm, daß auch das Auge nichts finden konnte.

Herr Gerard hörte den Donner nicht und fühlte nichts vom Regen und sah nichts, als die offene Grube, die ihre Beute preisgegeben.

Er setzte sich an den Rand, und ließ die Füße

in die Grube hängen, wie der Todtengräber im Hamlet.

Er kreuzte die Arme, ließ den Kopf sinken und suchte seine Lage zu überdenken.

Während dieser zweistündigen Abwesenheit, welche einen frechen Scherz zum Vorwande hatte, waren ihm die theuersten Hoffnungen der Ruhe und des Friedens geraubt worden; von allen Qualen, die er erduldet, um sein Verbrechen zu verbergen, blieb ihm nur, wir sagen nicht, die Reue, sondern die Erinnerung, daß er ein Mörder sei, und die Furcht vor dem Schaffot! Und in welchem Momente trat die Catastrophe ein? In dem Augenblicke, als er sich auf dem Gipfel der Ehre, auf dem Punkt des Ehrgeizes angekommen glaubte. Am Morgen noch sah er sich in Gedanken auf der Abgeordnetenbank; am Abend sah er sich, die Füße in die Grube hängen lassend, auf der Assissenbank, rechts und links einen Gensd'armen neben sich und das Haupt senkend, um den höhnischen Blicken der Menge zu entgehen, die mit aller Gewalt Herrn Gerard, den Ehrenmann sehen wollte; und weiter in der Ferne, auf einem Platze, den ein Gebäude mit spitzigen Glockenthürmchen beherrscht, inmitten der Masse die beiden rothen und scheußlichen Arme der furchtbaren Maschine, welche die Mörder in ihre Träume hinein verfolgt...

Zum Glücke war der Philosoph von Vanvres ein abgehärteter Mann, wie man so eben gesehen, als er den Spaten gegen den Landwirth erhob: er hätte nicht zurückgescheut vor einem zweiten Mord, um sich den Folgen des ersten zu entziehen; aber

es fällt uns nicht alle Tage einer zum Umbringen unter die Hände, um sich aus der Affaire zu ziehen.

Und er mußte ein neues Mittel finden, um sich ohne ein neues Verbrechen aus der Affaire zu ziehen.

Es gab nicht eines, sondern zwei.

Fliehen, fliehen in aller Eile, fliehen, ohne umzusehen, fliehen, ohne irgend Jemand Lebewohl zu sagen; nicht eher, als in einer Entfernung von zwanzig Stunden, wenn das Pferd zusammen bräche, anhalten, ein anderes nehmen, bei jeder Station wechseln, die Grenze überschreiten, über das Meer schiffen und erst in Amerika anhalten.

Ja, aber wie das machen ohne Paß?

Auf der ersten Poststation würde der Postmeister das Pferd verweigern und nach der Gensd'armerie schicken.

Ein anderes war, Herrn Jackal aufzusuchen, ihm die Sache zu erzählen und ihn um seinen Rath zu bitten.

Es schlug eilf Uhr. Mit einem guten Läufer, — und Herr Gerard hatte zwei gute Läufer in seinem Stalle — konnte man um eilf ein halb im Hofe der Präfektur sein.

Das war entschieden das Beste.

Herr Gerard stand auf, lief nach dem Stalle, sattelte selbst das beste seiner beiden Pferde, führte es selbst zur Gesindethüre hinaus, schloß diese Thüre sorgfältig, schwang sich mit der Leichtigkeit eines jungen Mannes in den Sattel, drückte seinem Pferde die Sporen in den Leib und ritt ohne Hut und ohne sich um den Regen und Wind zu kümmern,

die seinen nackten Schädel peitschten, im vollen Carriere nach Paris.

Lassen wir ihn mit seinem Pferde dahinspringen und folgen wir Salvator, der im Triumphe die Gebeine des Opfers davon trägt.

LXXXII.

Die Beweismittel.

Salvator kam mit diesen traurigen Reliquien versehen, gerade in dem Augenblicke bei Herrn Jackal an, als Herr Gerard seinen wilden Ritt begann.

Für Herrn Jackal gab es, wie wir wissen, weder Tag noch Nacht. Wann schlief er? Niemand wußte es: er schlief wie Leute, die Eile haben, essen, auf dem Daumen.

Einmal für allemal war der Befehl gegeben worden, daß Salvator, wann er auch kommen möge, vorgelassen werde.

Herr Jackal ließ sich einen Rapport erstatten, der ihm ohne Zweifel von einigem Interesse sein mochte, denn er hieß Salvator ersuchen, ihm fünf Minuten zu vergönnen.

Nach Verfluß von fünf Minuten trat Salvator gerade in dem Augenblicke in die Thüre, in welchem der Agent zur andern hinausging.

Salvator legte sein an den vier Enden zusammengebundenes Tischtuch, welches die Ueberreste des Kindes enthielt, in eine Ecke und Roland setzte sich mit einem Klagegeheul daneben.

Herr Jackal sah dem jungen Manne zu, indem er die Brille hinaufschob, fragte jedoch nicht, was er thue.

Salvator trat näher.

Das Kabinet war nur von einer Lampe mit grünem Deckel beleuchtet; dieser bildete einen Lichtkreis auf dem Schreibtische des Herrn Jackal, aber der Kreis verbreitete sich nicht weiter.

Als deßhalb die beiden Männer saßen, waren ihre Kniee vollständig beleuchtet, aber die Köpfe verloren sich im Dunkel.

„Ah, ah!“ sagte Herr Jackal zuerst, „Sie sind es, lieber Herr Salvator, ich wußte nicht, daß Sie in Paris seien.“

„Ich bin allerdings erst seit einigen Tagen hieher zurückgekehrt,“ antwortete Salvator.

„Und welcher neuen Veranlassung danke ich das Vergnügen, Sie zu sehen? denn man sieht Sie Undankbaren nur, wenn Sie nicht anders können.“

Salvator lächelte.

„Man ist nicht immer Herr, um seinen Sympathien folgen zu können,“ sagte er: „und dann habe ich viel zu thun.“

„Und woher kommen Sie in diesem Augenblick?“

„Ich komme von Vanvres.“

„Ei, ei! machen Sie etwa der Geliebten des Herrn von Marande den Hof, wie Ihr Freund, Jean Robert seiner Frau? Dem armen Manne bleibt am Ende gar nichts mehr übrig.“

Und Herr Jackal schob eine ungeheure Prise Tabak in seine Nasenhöhlen.

„Nein," sagte Salvator, „nein, ich komme von einem Ihrer Freunde."

„Von einem meiner Freunde?" wiederholte Herr Jackal mit einer Miene, als suchte er in seinem Gedächtnisse.

„Oder von einem Ihrer Bekannten, will ich lieber sagen."

„Sie wollen mich in Verlegenheit setzen," antwortete Jackal; „ich habe wenig Freunde und es wäre mir leicht gewesen, zu errathen; aber ich habe eine große Anzahl von Bekannten."

„Ah! ich will Sie nicht lange suchen lassen," sagte der junge Mann in ernstem Tone; „ich komme von Herrn Gerard."

„Herrn Gerard?" machte der Chef der Polizei, indem er seine Tabatiere öffnete und seine Finger bis auf den Boden hineintauchte; „Herrn Gerard! Was soll das heißen? Sie täuschen sich, lieber Herr Salvator, ich kenne durchaus keinen Gerard."

„Schon recht, aber ein einziges Wort oder vielmehr eine einzige Bezeichnung wird Sie auf die rechte Spur führen: ich meine den Mann, der das Verbrechen begangen, wegen dessen Sie morgen Herr Sarranti hinrichten lassen wollen."

„Ah! bah!" rief Herr Jackal, indem er mit großem Geräusche seine Prise Tabak hinaufzog, „sind Sie auch dessen ganz sicher, was Sie da sagen? Sie glauben, daß ich diesen Menschen kenne, einen Mörder? Puh!"

„Herr Jackal," sagte Salvator, „unsere Zeit ist kostbar; wir haben beide keine zu verlieren, ob wir gleich beide sehr verschieden beschäftigt sind und

nach zwei entgegengesetzten Zielen hinstreben; beschäftigen wir uns daher mit Nützlichem. Hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen; wir kennen uns überdieß schon zu lang, um uns gegenseitig zu betrügen; wenn Sie eine Macht sind, so bin ich auch eine, das wissen Sie. Ich will Sie nicht daran erinnern, daß ich Ihnen das Leben gerettet, ich will Ihnen nur sagen, daß der, der die Hand an mich legt, mich nicht vier und zwanzig Stunden überleben wird."

„Ich weiß es," sagte Herr Jackal; „aber glauben Sie mir, daß ich meine Pflicht über mein Leben setze, und daß Drohen ..."

„Ich drohe Ihnen nicht, und zum Beweis dafür will ich statt der bestimmten Rede die fragende Form wählen. Glauben Sie, daß der, der die Hand an mich legt, mich vier und zwanzig Stunden überleben wird?"

„Ich glaube es nicht," sagte Herr Jackal ruhig.

„Ich wollte Ihnen nichts anderes sagen, kommen wir jetzt zur Sache: morgen wird Herr Sarranti hingerichtet."

„Ich hatte nicht mehr daran gedacht."

„Sie haben ein kurzes Gedächtniß; denn um fünf Uhr, noch diesen Abend, ließen Sie den Scharfrichter benachrichtigen, daß er sich für morgen bereit halten solle."

„Aber weßhalb, zum Teufel, liegt Ihnen dieser Sarranti so sehr am Herzen?"

„Er ist der Vater meines besten Freundes, des Abbé Dominique."

„Ach ja, ich weiß es: der arme junge Mann

hat sogar vom Könige einen Aufschub von drei Monaten erwirkt; denn ohne das wäre sein Vater schon seit sechs Wochen todt. Er ging nach Rom, ich weiß nicht wozu; aber er hat ohne Zweifel nicht reussirt oder ist er unterwegs gestorben, man hat ihn nicht wieder gesehen. Das ist sehr schlimm!"

„Nicht so schlimm, als Sie glauben, Herr Jackal; denn während er nach Rom ging, ohne Zweifel, um dort um Gnade zu flehen, ließ er mich hier, um die Gerechtigkeit wach zu rufen. Ich habe das Meine gethan und mit Gottes Hilfe, der die Guten niemals verläßt, ist es mir gelungen."

„Es ist Ihnen gelungen?"

„Ja, und Ihnen zum Trotz; es ist das zweite Mal, Herr Jackal."

„Wann war es denn das erste Mal?"

„Sie haben Mina und Justin, das junge Mädchen, vergessen, die mein Vetter, Loredan von Valgeneuse, entführte. Ich glaube, daß ich Ihnen nichts Neues mittheile, nicht wahr, wenn ich Ihnen sage, daß ich Conrad bin?"

„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich es ahnte."

„Seit ich es Ihnen in Ihrem Wagen sagte oder andeutete, als wir von Meudon zurück kehrten, an jenem Tage, oder vielmehr in der Nacht, da wir zu spät kamen, um Colombau zu retten, aber noch zeitig genug, um Carmelite zu retten, nicht wahr?"

„Ja," sagte Herr Jackal; „ich erinnere mich dessen; und Sie sagen..."

„Ich sage, Sie kennen die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, besser, als ich; aber ich halte es für wichtig, daß Sie wissen, wie gut ich von Allem

unterrichtet bin. Zwei Kinder sind aus dem Schloß von Vichy verschwunden. Man klagte Herrn Sarranti an, sie bei Seite geschafft zu haben: das war falsch! Das Eine der Kinder, der Knabe, Victor, wurde von Herrn Gerard umgebracht und im Park am Fuße einer Eiche eingescharrt; das Andere, das junge Mädchen, Leonie, hat in dem Augenblick, als es von der Concubine Orsola erwürgt werden sollte, ein solches Geschrei erhoben, daß ein Hund ihm zu Hilfe kam und die erwürgte, welche es erdrosseln wollte. Das Kind hat sich ganz bestürzt gerettet und fand auf der Landstraße nach Fontainebleau eine Zigeunerin, die es aufnahm; Sie kennen diese Zigeunerin: sie nennt sich die Brocante und wohnt Rue d'Ulm, Nro. 4. Sie waren mit Meister Gibassier am Abende vor dem Tage, an welchem Rose de Noël verschwand, bei ihr und Rose de Noël ist Niemand Anders, als die kleine Leonie. Ich war ihretwegen nicht in Unruhe, denn ich wußte, daß sie sich in Ihren Händen befindet; ich spreche mit Ihnen nur davon, um Ihr Gedächtniß aufzufrischen."

Herr Jackal ließ ein ihm eigenthümliches Knurren hören, das dem des Thieres nicht unähnlich war, dessen Namen er trug.

„Was den am Fuße eines Baumes begrabenen Knaben betrifft, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, wie ich ihn mit Hilfe Brasils, der jetzt Roland heißt, aufgefunden habe, als ich etwas ganz anderes suchte. Sie wissen den Ort, nicht wahr? ich habe Sie dorthin geführt; nur war der Leichnam nicht mehr vorhanden."

„Glauben Sie, daß ich es gewesen, der ihn fort-

geschafft hat?“ fragte Herr Jackal, indem er eine ungeheure Prise schnupfte.

„Nicht Sie; aber Sie haben Herrn Gerard davon in Kenntniß gesetzt.“

„Ehrenwerther Gerard,“ sagte Herr Jackal, „wenn Du hörtest, was man von Dir sagt, wie würdest Du entrüstet sein!“

„Sie täuschen sich, er würde nicht entrüstet sein, er würde zittern.“

„Aber wer hat Sie denn auf die Vermuthung gebracht, daß Herr Gerard das Kind fortgeschafft?“

„O, es war keine Vermuthung, es war Gewißheit für mich und das auf den ersten Blick. Ich war meiner Sache so gewiß, daß ich mir sagte, Herr Gerard hat das arme Skelett, um ruhiger zu sein, nur nach seinem Hause in Vanvres bringen können. In einer schönen Nacht, wie diese, wo man weder Himmel noch Erde sah, half ich nun Roland über die Gartenmauer des Hauses springen, welches Herr Gerard in Vanvres bewohnt, sprang dann selbst nach und sagte zu dem Thier: „Suche, mein guter Hund, suche!“ Roland suchte und, obgleich ich nicht die Worte des Evangeliums auf den Vierfüßer anwenden will, fand auch. Nach Verfluß von zehn Minuten scharrte er mit solcher Wuth den Rasen auf, daß ich ihn am Halsband fortreißen mußte, damit man nicht am andern Tage seine Spur finde. Wie wir gekommen, gingen wir auch wieder; nur, statt daß ich früher Roland von draußen hineingeworfen, warf ich ihn jetzt von drinnen hinaus, und folgte ihm; das ist die ganze Geschichte; Sie ahnen das Uebrige, Herr Jackal, nicht wahr? Nicht Herr

Sarranti, der seit sechs Monaten gefangen sitzt, nicht er hat vor drei Monaten die Leiche am Fuße der Eiche von Viry ausgegraben, um sie nach dem Rasen des Hauses von Vanvres zu bringen; und wenn es nicht Herr Sarranti ist, so ist es Herr Gerard."

„Hm!" machte Herr Jackal, ohne anders, als durch einen Ausruf zu antworten; „aber . . . nein . . . nichts."

„O, vollenden Sie; Sie wollten mich fragen, warum ich, da ich doch wußte, daß die Leiche sich bei dem Hause des Herrn Gerard befinde, nicht früher gehandelt?"

„Allerdings," sagte Herr Jackal, „ich gestehe, daß ich diese Frage an Sie richten wollte, und zwar aus reiner Neugierde, denn das, was Sie uns erzählen, gleicht weit mehr einem Roman, als einer Geschichte."

„Und dennoch ist es eine Geschichte, lieber Herr Jackal, und eine der authentischsten sogar. Sie wollen wissen, warum ich nicht früher gehandelt; ich will es Ihnen sagen. Ich bin ein Narr, lieber Herr Jackal; ich halte den Menschen immer für besser, als er ist. Ich bildete mir ein, Herr Gerard habe nicht den Muth, einen Unschuldigen an seiner Statt sterben zu lassen; er werde Frankreich verlassen und von Deutschland, England oder America aus alles enthüllen; aber das geschah nicht! Die gemeine Canaille hat sich nicht gesichert!"

„Pah!" machte Herr Jackal; „das ist vielleicht nicht ganz ihm in die Schuhe zu schieben und man

darf ihn nicht unbedingt dafür zur Rechenschaft ziehen."

„Ich sagte mir deßhalb diesen Abend: „Es ist Zeit."

„Und Sie kamen, mich aufzusuchen, damit wir gemeinschaftlich an die Ausgrabung der Leiche gehen."

„Keineswegs! o, da habe ich mich wohl gehütet: wie wir Jäger sagen, man fängt einen Fuchs nicht zweimal im nämlichen Loch. Nein, dießmal habe ich meine Sache selbst gethan."

„Wie! Sie selbst?"

„Allerdings; hören Sie mit zwei Worten. Ich wußte, daß diesen Abend ein großes Wähler-Diner bei Herrn Jackal stattfinden würde. Ich arrangirte mir die Sache nun so, daß ich Herrn Gerard auf eine bis zwei Stunden von seinen Gästen entfernte. Dann begab ich mich an Ort und Stelle; ich nahm seinen Platz bei Tische ein, während Brasil unten scharrte; kurz, Brasil hat so gut gekratzt, daß ich nach Verfluß von einer Viertelstunde nur den Tisch auf die Seite schieben und den Gästen des Herrn Gerard die Arbeit meines Hundes zu zeigen brauchte. Es waren ihrer zehn, der elfte trank seinen Wein ich weiß nicht wo. Sie unterzeichneten ein ganz nach der Regel abgefaßtes Protocoll, denn unter den Unterzeichnern befindet sich ein Arzt, ein Notar und ein Huissier. Sehen Sie, hier ist das Protokoll und das Skelett," fügte Salvator hinzu, indem er aufstand und das zusammengebundene Tischtuch auf dem Schreibtische des Herrn Jackal öffnete, — „das Skelett ist hier!"

So sehr Herr Jackal an die Wechselfälle der

täglich sich vor ihm entrollenden Dramen gewöhnt war, so erwartete er doch so wenig diese Lösung des Dramas, daß er erblassend in sein Fauteuil zurücksank und wider seine Gewohnheit, die Bewegung, die in seinem Innern vorging, durchaus nicht zu verheimlichen suchte.

„Nun, hören Sie mich," sagte Salvator. „Ich schwöre Ihnen vor Gott, daß wenn Herr Sarranti morgen hingerichtet wird, ich Sie, Sie allein, Herr Jackal, für seinen Tod verantwortlich mache! Das ist klar, nicht wahr? Und Sie werden mich keiner zweideutigen Sprache beschuldigen? Hier also sind die Beweismittel." Er zeigte auf die Gebeine. „Ich lasse sie Ihnen zurück; das Protocoll genügt mir; es ist von drei öffentlichen Persönlichkeiten unterzeichnet: einem Arzte, einem Notar, einem Huissier. Ich werde nun stehenden Fußes meine Klage bei dem Procurator des Königs einreichen; wenn es nöthig, gehe ich zum Großsiegelbewahrer, ja ich gehe zum König, wenn es sein muß."

Und Salvator verließ, gefolgt von Brasil, mit einem trockenen Gruß den Chef der Polizei, der zwar ganz bestürzt über das, was er gehört, und aufs höchste beunruhigt durch die Drohung war, die so eben gegen ihn ausgesprochen worden.

Herr Jackal kannte Salvator von lange her, er hatte ihn mehr als einmal sich um eine Sache mühen sehen, er kannte ihn als einen entschlossenen Mann und war überzeugt, daß er nichts verspreche, was er nicht auch halten könne.

Salvator ging und als die Thüre sich hinter ihm verschlossen, fragte er sich sehr ernstlich, was er thun könne.

Es gab ein sehr einfaches Mittel, alles zu Wege zu bringen; dieß war: Herrn Gerard sich aus der Sache ziehen zu lassen, wie er konnte; aber das hieße mit eigenen Händen einen so künstlich angezettelten Eintrag zerreißen; das hieß einen Bonapartisten zum Helden stempeln, mehr als einen Helden, einen Märtyrer; das hieß am Tage vor der Wahl einen von der Regierung einigermaßen begünstigten Candidaten zum Meuchelmörder machen. Abgesehen davon, daß Herr Gerard nicht ermangeln würde, so bald er sich gefangen genommen sähe, Alles zu gestehen und Herrn Jackal der Mitschuld zu zeihen; dieß Mittel war entschieden ein eben so leichtes, als schlechtes Mittel.

Es gab ein anderes und Herr Jackal entschied sich für dieses.

Er stand rasch auf, ging gerade auf das Fenster zu und zog an einem Knopfe, der in einer Vertiefung verborgen war.

Sogleich erklangen zehn bis zwölf Glocken vom Corps de Logis, das Herr Jackal bewohnte, bis zur Thüre der Präfectur.

„Auf diese Weise," murmelte er, indem er sich wieder setzte, „habe ich wenigstens Zeit, die Befehle des Justizministers zu empfangen."

Als er diese Worte halblaut vor sich hin gesagt, meldete ein Huissier Herrn Gerard.

LXXXIII.

Wo Herr Jackal für das wechselvolle Leben des Herrn Gerard eine Lösung sucht.

Herr Gerard trat blaß, grün, leichenfahl, schweißtriefend und zitternd in das Zimmer.

„O Gott, Herr Jackal!" rief er; „Herr Jackal!" Und er sank in einen Fauteuil.

„Schon gut! schon gut!" sagte Herr Jackal; „erholen Sie sich, ehrenwerther Herr Gerard; wir haben Zeit, an Sie zu denken."

Dann sagte er, an den Huissier gewandt, halblaut:

„Gehen Sie rasch hinab; Sie sahen einen jungen Mann und einen Hund weggehen, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr."

„Man soll beide festnehmen, den Mann wie den Hund; denn der Eine ist so gefährlich als der Andere; aber es gilt den Kopf derer, die ihn festnehmen, daß weder dem Manne noch dem Hunde eine Unbill widerfährt; Sie verstehen?"

„Ja, mein Herr."

„So beeilen Sie sich; ich bin für Niemanden zu sprechen. Man soll den Wagen anspannen. Gehen Sie."

Der Huissier verschwand wie eine Vision.

Herr Jackal wandte sich nach Herrn Gerard um.

Der Elende schien einer Ohnmacht nahe.

Er hatte nicht mehr die Kraft zu sprechen und faltete die Hände.

„Schon gut, schon gut!" sagte Herr Jackal mit

Abscheu; „man wird uns die Meldung machen, seien Sie ruhig; stellen Sie sich indessen an das Fenster und sagen Sie mir, was in dem Hof vor sich geht."

„Wie! Sie wollen, daß ich in dem Zustande, in dem ich mich befinde . . . ?"

„Ehrenwerther Herr Gerard," sagte der Polizeichef, „Sie kommen, mich um einen Dienst zu bitten, nicht wahr?"

„Allerdings, um einen großen Dienst, Herr Jackal."

„Nun denn, das Leben ist nur ein Austausch von Diensten; ich bedarf Ihrer, Sie bedürfen meiner, unterstützen wir uns gegenseitig."

„Das ist ja mein höchster Wunsch."

„Wenn das Ihr höchster Wunsch ist, so gehen Sie an das Fenster."

„Ich?"

„Ja Sie, Ihre Angelegenheit kann später verhandelt werden; jetzt gilt es das Dringendste. Wenn ich nicht jeder Sache ihre Stelle in der Reihenfolge anwiese, ich würde erliegen. Die Ordnung, ehrenwerther Herr Gerard, die Ordnung vor allem. Gehen Sie an das Fenster."

Herr Gerard trat an das Fenster, indem er sich auf die Meubel stützte, die er unterwegs fand: es war ihm, als wenn seine Beine zusammenbrechen wollten, er ging nicht mehr, er kroch.

„Da bin ich," murmelte er.

„Nun, so öffnen Sie."

Während Herr Gerard das Fenster öffnete, machte Herr Jackal sich's in seinem Fauteuil bequem, zog

seine Tabacksdose heraus, nahm eine Prise und stieß einen Seufzer der Zufriedenheit aus.

Im Kampfe war er wahrhaft groß und dießmal hatte er in Salvator einen seiner würdigen Athleten gefunden.

„Das Fenster ist offen," sagte Herr Gerard.

„Dann sehen Sie, was unten im Hofe vor sich geht."

„Ein junger Mann geht über den Hof."

„Gut."

„Vier Agenten stürzen sich auf ihn."

„Gut."

„Ein Kampf entwickelt sich."

„Gut. Geben Sie genau Acht, was geschehen wird, ehrenwerther Herr Gerard; denn dieser junge Mann hält Ihr Leben in der Hand."

Herr Gerard schauerte.

„O! aber er hat einen Hund!" rief er.

„Ja, ja, und einen Hund, der eine feine Nase besitzt."

„Der Hund vertheidigt ihn."

„Das erwartete ich."

„Die Agenten rufen um Hilfe."

„Aber sie lassen doch den jungen Mann nicht los, nicht wahr?"

„Nein, es sind ihrer acht an ihm."

„Das ist nicht genug, zum Teufel."

„Er wehrt sich, wie ein Löwe."

„Brav, Salvator."

„Er hat einen zu Boden geworfen, er ersticht einen andern; der Hund erwürgt einen Dritten."

„Teufel! das wird schlimm. Was thun denn die Soldaten?"

„Sie kommen."

„Ah! . . ."

„Und binden ihn."

„Und der Hund!"

„Man hat ihm den Kopf in einen Sack gesteckt und bindet ihm denselben um den Hals."

„Diese Bursche sind sehr erfinderisch, wenn es sich um ihre Haut handelt."

„Man trägt den jungen Mann weg."

„Und der Hund?"

„Der Hund folgt."

„Und dann?"

„Der Mann, der Hund und die Agenten verschwinden in einem Gange."

„Alles ist in Ordnung; schließen Sie das Fenster wieder, ehrenwerther Herr Gerard; nun kommen Sie und setzen Sie sich in diesen Fauteuil."

Herr Gerard schloß das Fenster und setzte sich oder ließ sich vielmehr in den Fauteuil fallen.

„O," machte Herr Gerard, „nun wollen wir etwas über Ihre Angelegenheit plaudern . . . Sie haben also ein großes Wählerdiner gegeben, ehrenwerther Herr Gerard?"

„Ich glaubte, in der Lage, in der ich mich befand, und da ich mich der Deputation vorschlug . . ."

„Ja wohl, Sie glaubten diese kleine culinarische Bestechung versuchen zu dürfen. Ich tadle Sie nicht, lieber Herr Gerard, das kommt so: nur begingen Sie ein Unrecht."

„Welches?"

„Daß Sie Ihre Gäste mitten während des Mahles verließen."

„Aber Herr Jackal, man meldete mir, daß Sie mich sogleich sprechen wollten."

„Sie mußten die Geschäfte auf den andern Tag verschieben und wie Horaz sagen: Valeat res ludicra?"

„Ich wagte es nicht, Herr Jackal."

„Und Sie ließen während Ihrer Abwesenheit Ihre Gäste bei Tische zurück?"

„Leider! ja."

„Ohne daran zu denken, daß der Tisch gerade an dem Orte aufgestellt sei, wohin Sie die Leiche des unglücklichen Kindes gebracht."

„Herr Jackal," rief der Mörder, „wie wissen Sie? . . ."

„Ist es denn nicht meine Aufgabe, alles in Erfahrung zu bringen?"

„Nein, Sie wissen!! ?"

„Ich weiß, daß Sie bei Ihrer Rückkehr Ihre Gäste auf der Flucht, das Haus verlassen, den Tisch umgeworfen und die Grube leer gefunden."

„Herr Jackal," rief der Elende, „wo kann das Skelett sein?"

Herr Jackal hob eine Ecke des Tischtuchs auf seinem Schreibtisch und legte die Gebeine blos.

„Hier ist es!" sagte er.

Herr Gerard stieß einen furchtbaren Schrei aus, sprang wie ein Narr auf und stürzte nach der Thüre.

„Nun, was machen Sie denn?" fragte Herr Jackal.

„Ich weiß nicht . . . ich will mich retten."

„Gut! wo das? Sie werden in diesem Zustande,

in dem Sie sich befinden, keine vier Schritte machen ohne arretirt zu werden. O, Herr Gerard, zu einem Dieb, einem Mörder, einem Meineidigen braucht man einen andern Kopf, als den Ihrigen; ich fange an zu glauben, daß Sie zum ehrlichen Manne geboren waren. Kommen Sie hierher und lassen Sie uns überlegen, wie man die Sache angreifen muß, wenn die Situation gefährlich ist."

Herr Gerard kam schwankend zurück und setzte sich in den Fauteuil, den er einen Augenblick vorher verlassen hatte.

Herr Jackal schob die Brille zurück und betrachtete den Elenden mit denselben Blicken, wie die Katze die Maus, die sie zwischen den Krallen hölt.

Nachdem er ihn so einen Augenblick mit diesem forschenden Ausdruck angesehen, der den Schweiß auf die kahle Stirne des Mörders rief, fuhr Herr Jackal fort:

„Wissen Sie, daß Sie wirklich eine kostbare Figur für einen Melodramenschreiber wie Herr Guilbert de Pixerecourt oder einen Romanschreiber wie Herr Ducray Duminil wären; gibt es ein an dramatischen Vorfällen reicheres Leben als das Ihre? welche picante Scenen, welch erschütternde Acte enthält das unbekannte Drama Ihres Lebens, ganz abgesehen von diesem Hunde! aber wo haben Sie denn mit diesem Hunde Bekanntschaft gemacht? das ist ja ein Abkömmling des Hundes von Montargis! Dieser verteufelte Brasil muß persönlich etwas gegen Sie haben."

Herr Gerard stieß einen Seufzer aus.

Herr Jackal schien ihn nicht zu hören und fuhr fort.

„Auf meine Ehre, ganz Paris würde einem Drama dieses unvergleichlichen Thieres applaudiren. Es hat freilich noch keine Lösung; aber wir sind da, um ihm eine solche zu geben; nicht wahr, ehrenwerther Herr Gerard? Der Vorhang ist soeben nach dem vierten Acte gefallen: umgestürzter Tisch, Gäste und Dienerschaft das verwünschte Haus fliehend, — Tableau!"

„Herr Jackal," murmelte der Mörder mit bittender Stimme, „Herr Jackal . . ."

„O, ich weiß wohl, was Sie sagen wollen: daß Sie nicht mehr wissen, wie Sie sich aus der Sache ziehen sollen! Zum Teufel, das ist Ihre Sache: bei Mitarbeiterschaft muß jeder sein Theil thun, oder der Eine ist bestohlen; ich habe das Meine gethan, ich habe den Vertheidiger der Unschuld und den tugendhaften Hund verhaftet."

„Wie?"

„Den jungen Mann, der meine Agenten zu Boden warf und würgte, den Hund, der sie erdrosselte. Um wessen willen glauben Sie, daß man dem Einen den Kopf in einen Sack steckte und dem Andern die Handschellen anlegte? Das geschah um Ihretwillen, Sie Undankbarer!"

„Dieser junge Mann? Dieser Hund? . . ."

„Dieser junge Mann, ehrenwerther Herr Gerard ist Salvator, der Commissionär der Rue aux Fers, der Freund des Abbé Dominique, des Sohns des Herrn Sarranti: dieser Hund ist Brasil, der Hund Ihres armen Bruders, der Freund Ihres armen Neffen,

Brasil, den Sie todt geglaubt und den Sie, ungeschickt wie Sie sind, verfehlt oder an die unrechte Stelle getroffen und der Sie lebendig zerreißen wird, wenn er Sie jemals findet; darauf können Sie zählen."

„O, mein Gott, mein Gott!" machte Herr Gerard, indem er seinen Kopf in beide Hände sinken ließ.

„Gut!" sagte Herr Jackal, „sehen Sie, wie unklug Sie sind, den guten Gott anzurufen; Unglücklicher, wenn er seinen Blick auf Sie richtete, gerade in einem Moment, wo er einen Sturm wie diesen in der Hand hat, so wären Sie im Augenblick zerschmettert. Ach! ja, das wäre schon eine Lösung, und eine moralische Lösung; was sagen Sie?"

„Herr Jackal, im Namen des Mitleids, das noch in Ihnen wohnt, scherzen Sie nicht auf solche Weise, Sie tödten mich."

Und er ließ seine Arme am Fauteuil hinabhängen, indem er seinen leichenfahlen Kopf auf den Rücken desselben zurücklegte.

„Nun, nun, beunruhigen Sie sich nicht so sehr," sagte Herr Jackal; „das ist nicht die richtige Zeit, blaß zu werden, sich unwohl zu fühlen und meinen Boden mit Schweiß zu bedecken. Phantasie, Herr Gerard, Phantasie!"

Der Mörder schüttelte den Kopf ohne zu antworten. Er war vernichtet.

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte Herr Jackal, „wenn Sie mich das Drama allein zum Schlusse bringen lassen, so könnte ich leicht einen Schluß machen, der Ihnen nicht gefiele. Hören Sie denn, was ich als moralischer Autor und logischer Polizeichef

rathe: ich finde durch irgend eine dramatische Feder das Mittel, den jungen Mann und den Hund entkommen zu lassen; ich lasse sie zum Procurator des Königs, zum Großsiegelbewahrer, zum Großkanzler gehen, wohin sie nur wollen; ich lasse die Unschuld des Unschuldigen, die Schuld des Schuldigen in dem Augenblicke zu Tage kommen, wo der Henker den Verurtheilten zum Richtstuhl vorbereitet, ich lasse durch hundert Comparsen rufen: „Herr Sarranti ist frei! Herr Gerard ist der wirklich Schuldige: da ist er! da ist er!" Ich lasse Hrn. Gerard in's Gefängniß stoßen, das Hr. Sarranti so eben thriumphirend unter dem Bravo und dem Applaus der Menge verlassen!"

Herr Gerard konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, während ein Schauer über seinen Körper lief.

„O, wie nervös Sie sind!" sagte Herr Jackal; wenn ich nur drei solche Mitarbeiter hätte, wie Sie, es währte nicht acht Tage, ohne daß ich den Veitstanz bekäme. Sprechen Sie nun! Zum Teufel! ich sage Ihnen: „das ist meine Lösung," ich sage nicht, daß sie gut sei. Sprechen Sie nun, machen Sie mir Ihren Vorschlag und wenn er besser ist, so werde ich ihn annehmen."

„Aber ich weiß keine Lösung," rief Herr Gerard.

„Schon recht! aber das glaube ich nicht, Sie sind nicht hierher gekommen, ohne eine bestimmte Absicht!"

„O nein, ich kam, Sie um einen Rath zu bitten."

„Das ist gering, was Sie mir da sagen!"

„Ich habe mir die Sache unterwegs überlegt.“

„So lassen Sie das Resultat Ihrer Ueberlegung hören.“

„Nun denn, es schien mir, als ob Sie ebenso sehr wie ich dabei interessirt seien, daß mir keine Unbill geschieht.“

„Keineswegs, doch gleichgültig, fahren Sie fort.“

„Ich sagte mir, daß ich mindestens zwölf Stunden vor mir habe.“

„Zwölf Stunden, das ist viel! aber wir wollen einmal zwölf Stunden annehmen.“

„Daß man in zwölf Stunden einen großen Weg zurücklegen kann.“

„Man macht vierzig Stunden; man bezahlt drei Franken Trinkgeld für die Station.“

„Daß ich in achtzehn Stunden in einem Seehafen, in vierundzwanzig Stunden in England bin.“

„Nur braucht man dazu einen Paß.“

„Gewiß.“

„Und Sie kommen, um mich um einen solchen zu bitten?“

„Allerdings.“

„Indem Sie mir freien Spielraum geben, wenn Sie weg sind. Herrn Sarranti zu retten, oder hinrichten zu lassen.“

„Ich habe nie nach seinem Tode getrachtet . . .“

„Als soweit er Ihr Leben sicherte; ich verstehe das.“

„Nun gut, was sagen Sie von meinem Verlangen?“

„Von Ihrer Lösung meinen Sie."

„Von meiner Lösung, wenn Sie wollen."

„Ich sage, daß das platt wäre, daß die Tugend allerdings nicht gestraft ist, aber das Verbrechen ebenso wenig."

„Herr Jackal!"

„Aber da wir nichts Besseres finden."

„Sie nehmen an?" rief Herr Gerard, vor Freude aufspringend.

„Zum Teufel, ich muß wohl!"

„O lieber Herr Jackal!"

Und der Mörder streckte dem Polizeibeamten beide Hände hin; aber der Polizeibeamte zog die seinen zurück und läutete.

Der Huissier trat ein.

„Einen unausgefüllten Paß!" verlangte Herr Jackal.

„Für das Ausland," fügte Herr Gerard schüchtern hinzu.

„Für das Ausland," wiederholte Herr Jackal.

„Ah," machte Herr Gerard, indem er sich in seinem Fauteuil ausstreckte, und sich die Stirne trocknete.

Es entstand eine eisige Stille zwischen den beiden Männern, da Herr Gerard Herrn Jackal nicht anzublicken wagte, während dieser mit seinen kleinen grauen Augen den Elenden anstarrte, von dessen innerer Todesangst er keinen Moment verlieren zu wollen schien.

Die Thüre öffnete sich wieder und als sie aufging, zitterte Herr Gerard heftig.

„Nehmen Sie sich vor dem Starrkrampf in

Acht," sagte Herr Jackal; „denn wenn mich nicht Alles täuscht, werden Sie daran sterben."

„Ich glaubte ..." sagte Herr Gerard stotternd.

„Sie glaubten, es sei ein Gendarm; Sie haben sich getäuscht, es ist Ihr Paß."

„Aber!" machte Herr Gerard schüchtern, „er ist nicht visirt."

„O, Mann der Vorsicht, der Sie sind!" antwortete Herr Jackal. „Nein, er ist nicht visirt und braucht es auch nicht zu sein: es ist ein Paß für meine Specialagenten und wenn Sie sich nicht schämen, für Rechnung der Regierung zu reisen..."

„Nein, nein," rief Herr Gerard! „das wäre zu viel Ehre für mich."

„In diesem Falle ist hier Ihr Diplom: „die Behörden werden ersucht, frei und ungehindert ..."

„Danke, danke, Herr Jackal," unterbrach ihn der Unglückliche, indem er den Paß mit zitternder Hand ergriff, und dem Polizeichef nicht Zeit ließ, weiter zu lesen. „Und jetzt Gott befohlen!"

Damit stürzte er aus dem Cabinete.

„Dem Teufel befohlen!" rief Herr Jackal, „wenn der gute Gott sich in Deine Sachen mischte, elender Schuft, wärest Du ein verlorener Mensch!"

Er läutete abermals.

„Ist der Wagen bereit?" fragte Herr Jackal den Huissier.

„Er wartet seit zehn Minuten."

Herr Jackal warf einen Blick an sich hinab: seine Kleidung war untadelhaft, schwarzer Frack, schwarzes Beinkleid, Escarpins, weiße Weste und weiße Halsbinde.

Er lächelte zufrieden, zog einen weiten Ueberzieher an, ging in seinem gewöhnlichen Schritte hinab, stieg in den Wagen und sagte:

„Zum Justizminister Place Vendome."

Aber beinahe eben so bald sich verbessernd, sagte er:

„Was will ich? es ist ja große Fete im Schlosse Saint Cloud; bis zwei Uhr werden die Minister dort sein."

Und den Kopf durch die Thüre steckend, rief er:

„Nach Saint Cloud, Kutscher!"

Dann mit sich selbst sprechend und sich's in seiner Ecke so bequem als möglich machend, sagte er gähnend.

„Ah, meiner Treu das geht gut: ich werde unterwegs schlafen."

Der Wagen fuhr fort und Herr Jackal, der über den Schlaf gebieten zu können schien, war noch nicht bis zum Louvre gekommen, als er schon tief im Schlummer lag.

Er wurde dagegen am Cours-la-Reine auf die unerwartetste Weise aufgeweckt.

Der Wagen wurde angehalten, und durch jede der offenen Thüren setzten zwei auf dem Tritt stehende Männer ein Pistol auf die Brust des Herrn Jackal, während zwei andere den Kutscher festhielten.

Die vier Männer waren maskirt.

Herr Jackal fuhr aus dem Schlafe auf.

„Hm? Was gibt es, was will man?"

„Nicht ein Wort, keine Bewegung," sagte einer der beiden Männer, „oder Sie sind des Todes."

„Wie!" rief Herr Jackal, der noch nicht ganz

aufgewacht war, „man fällt die Leute um Mitternacht in den Champs-Elysées an? Wer lenkt denn die Polizei?"

„Sie, Herr Jackal; aber beruhigen Sie sich, es fällt keine Schuld auf Sie. Wir sind keine Diebe."

„Wer seid Ihr denn?"

„Wir sind Feinde, die ihr Leben zu opfern bereit sind, und die das Ihre in den Händen halten; darum nicht ein Wort, nicht eine Bewegung, oder, wir wiederholen es, Sie sind des Todes."

Herr Jackal wurde überfallen, er wußte nicht von wem; er hatte auf keine Hilfe zu hoffen und resignirte deßhalb.

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen, meine Herren," sagte er.

Einer der Männer verband ihm die Augen mit einem Taschentuche, während der Andere ihm das Pistol noch immer auf die Brust hielt; das Gleiche thaten die beiden Andern dem Kutscher.

Als Herrn Jackal und dem Kutscher die Augen verbunden waren, stieg einer der vier Männer in das Innere des Wagens und der zweite setzte sich auf den Kutschenbock neben den Kutscher, dem er die Zügel aus den Händen nahm; die beiden Andern stiegen hinten auf.

„Sie wissen wohin," sagte der Mann, der im Innern des Wagens saß, mit dem Accente des Befehls.

Der Wagen drehte sich und durch einen kräftigen Peitschenhieb angetrieben, sprengten die Pferde davon.

LXXXIV.

Reiseeindrücke des Herrn Jackal.

Derjenige von den vier maskirten Männern, der den Sitz des Kutschers eingenommen, verstand sein Geschäft sicher in sehr hohem Grade: denn seit zehn Minuten in gestrecktem Trabe fahrend, hatte der Wagen so viele Kreuz- und Quer-Touren gemacht, daß Herr Jackal, so scharfsüchtig er auch war, und so genaue Kenntniß er von dem Terrain besaß, gar nicht mehr wußte, wo sie sich befanden und sich fragte, wohin man ihn führen könne.

Nachdem nämlich der Wagen umgewandt und somit auf dem alten Wege zurückkehrend, vom Cours-la-Reine nach dem Quai de la Conference gefahren war, wandte er sich links und kam zum Ausgangspunkt zurück; darauf machte er das nämliche Manoeuvre und fuhr über den Pont Louis XV.

Am Klingen der Räder hatte Herr Jackal erkannt, daß man über eine Brücke fuhr.

Der Wagen hatte sich links gewandt und fuhr über den Quai d'Orsay.

Hier kannte sich Herr Jackal wieder aus. Er sagte sich, daß man den Fluß entlang fahre, denn er sah die Ausdünstungen des Wassers.

Als der Wagen rechts abbog, ahnte er, daß man in die Rue du Bac fahre, und als er nochmals links einbog, war kein Zweifel, daß man in die Rue de l'Université fuhr.

Bei der Rue de Bellechasse fuhr der Wagen aufwärts; dann bog er in die Rue de Grenelle, darauf fuhr er wieder die Rue de l'Université hinab, und hielt sich dann rechts.

Herr Jackal wurde durch all' dieß Kreuz- und Querfahren ganz verwirrt.

Als er auf den Boulevard des Invalides kam, fand er die gleiche Ausdünstung wie am Seineufer; diese Ausdünstungen kamen von den mit Thau bedeckten Bäumen. Er sagte sich, daß er wieder am Flusse sei oder auf einem Boulevard hinab fahre.

Der Wagen, der einige Zeit auf der bloßen Erde statt auf dem Pflaster fuhr, brachte ihn auf diesen Gedanken.

Er sah, daß er sich auf einem Boulevard befand.

Der Wagen fuhr mit einer Schnelligkeit von vier Meilen die Stunde.

Auf der Höhe der Rue Vaugirard angekommen, hielt der Wagen.

„Sind wir an Ort und Stelle?" fragte Herr Jackal, welcher die Reise etwas lang fand.

„Nein," antwortete lakonisch sein Nachbar.

„Und ohne Indiscretion," fragte Herr Jackal, „haben wir noch lange zu fahren?"

„Ja," antwortete dieselbe Person mit demselben Laconismus, um den ihn der laconischste Spartaner hätte beneiden können.

„So werden Sie mir erlauben, mein Herr," fuhr Herr Jackal fort, sei es aus wirklichem Bedürfniß, sei es, um seinen Gefährten reden zu machen und an der Stimme oder der Art, sich auszudrücken, die Menschenklasse zu erkennen, mit der er es zu thun habe, „Sie werden mir erlauben, diesen Moment zu benützen, um eine Prise Tabak zu nehmen."

„Gerne, mein Herr," sagte der Gefährte des Herrn Jackal; „aber Sie werden mir erlauben,

zuvor die Waffen zu fordern, die Sie in der rechten Tasche Ihres Ueberziehers tragen."

„Ei! ei!"

„Ja! ein Paar Taschen-Pistolen und einen Dolch."

„Mein Herr, wenn Sie meine Taschen durchsucht, könnten Sie den Inhalt nicht besser kennen; lassen Sie meine Hand los und ich werde Ihnen jene drei Gegenstände geben."

„Unnöthig, mein Herr, ich werde Sie mir selbst holen. Wenn ich sie Ihnen nicht früher abverlangt, so geschah es, weil ich Ihnen sagte, daß ich Sie bei der ersten Bewegung tödte und ich wollte sehen, wie Sie meine Worte respektiren."

Der Unbekannte suchte in der Tasche des Herrn Jackal und zog daraus drei Waffen heraus, die er in die Tasche seiner Redingote steckte.

„Und jetzt," sagte er zu Herrn Jackal, „können Sie mit Ihren Händen machen, was Ihnen beliebt; aber ich rathe Ihnen, machen Sie einen vernünftigen Gebrauch davon."

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte," sagte Herr Jackal mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, „und seien Sie überzeugt, daß, wenn sich mir die Gelegenheit bietet, Ihnen einen ähnlichen Dienst zu erzeigen, ich das kleine Vergnügen, das Sie mir verschafft, nicht vergessen werde."

„Diese Gelegenheit wird sich nicht bieten," sagte der Unbekannte. „Sie wünschen es daher unnöthigerweise."

Herr Jackal, der eben seine Prise nehmen wollte, hielt bei diesen Worten inne, die seine Frage so rund abschnitten.

„Donner und Wetter!“ murmelte er leicht erschrocken; „sollte der Spaß weiter gehen, als ich meinte? wer konnte nur mir solch’ einen Streich spielen? Ich wüßte nicht, daß ich irgend einen Feind auf der Welt hätte, mit Ausnahme meiner Untergebenen; und wer ist der von meinen Untergebenen, der einen solchen hinterlistigen Streich wagte? Alle diese Menschen, so keck und stark sie in Masse und unter dem Auge des Meisters sind, sind eben so feig und dumm, wenn Sie allein stehen. Nur zwei Menschen in Frankreich können sich mit mir messen und das ist Salvator und der Polizeipräfekt. Aber der Polizeipräfekt hat mich zu jeder Stunde und namentlich zur Zeit der Wahlen so nöthig, daß er mich nicht unnützerweise von Mitternacht bis ein Uhr auf der Straße herumjagen wird: und da es nicht der Polizeipräfekt ist, so ist es Salvator. Elender Gerard! er ist es, der mich in dies Wespennest gesperrt; seine Feigheit, seine Jämmerlichkeit, seine Ungeschicklichkeit ist es; wenn ich zurückkomme, soll er mir die Sache theuer bezahlen! und wäre er selbst ein Monomotapa, ich würde ihn so gut zu verfolgen wissen, daß ich ihn sicher einholte, den Elenden! Aber was kann der Plan Salvator’s sein? Wiefern kann ihm meine Entführung und mein Verschwinden zur Rettung Sarranti’s dienen? Denn nur in dieser Absicht läßt er mich von seinen Freunden um diese vorgerückte Stunde in der Irre herumführen: wenn er nicht etwa ... Thor, der ich war, das ist’s! ... wenn er nicht etwa vorausgesehen, daß ich ihn arretiren lassen werde und zu seinen Freunden gesagt: Wenn

Ihr mich nicht zu der und der Stunde herauskommen seht, so bin ich gefangen genommen; bemächtigt Euch dann des Herrn Jackal, der Euch für mich gut ist. Das ist's, Donnerwetter! jetzt hab' ich's."

Und Herr Jackal war so zufrieden mit sich selbst, daß er sich die Hände rieb, als wenn er in seinem Cabinete wäre oder mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit einen seiner glücklichsten Erfolge erreicht hätte.

Es war ein ächter Künstler, dieser Herr Jackal, der die Kunst um der Kunst willen trieb.

Er war mit dem Händereiben im besten Zuge, als eine schwere Last auf die Wagendecke fiel und ein Geräusch hervor brachte, daß Herr Jackal zitterte.

„O, o! was bedeutet das?" fragte er seinen Nachbar.

„Nichts," antwortete dieser mit seinem gewöhnlichen Laconismus.

Und wirklich, als wenn das Gewicht, das man dem Wagen so eben aufgeladen, gegen alle Gesetze der Dynamik speziell dazu bestimmt wäre, das Gefährt leichter zu machen, fuhr der Wagen mit einer Geschwindigkeit, welche Herr Jackal mit der der Eisenbahn verglichen hätte, — die doch schnell geht — wenn es damals schon Eisenbahnen gegeben.

„Sonderbar! höchst sonderbar!" murmelte Herr Jackal, indem er Zug um Zug zwei ungeheure Prisen Tabak schnupfte; „ein Wagen mit einem beträchtlichen Gewichte, — wenn man die Schwere nach dem Geräusche bemißt, — der leichter rollt als vor dieser neuen Beladung; eine Frische, die

von der Seine zu kommen scheint, auf der einen Seite, und, auf der andern Seite, das Rollen eines Wagens so leicht, als wäre es der Schritt einer Frau auf dem Rasen ... Sonderbar! höchst sonderbar! ... Offenbar sind wir auf frisch gemähtem Felde; aber nach welcher Seite hin? nach Norden, nach Süden, nach Osten oder nach Westen?"

Die Hoffnung, sich wegen dieser Entführung rächen zu können, war so groß bei Herrn Jackal, daß das Land, das er durchmaß, ihn in diesem Augenblicke weit mehr interessirte, als das Endresultat der Reise. Auf dieser Höhe der Aufregung angekommen, wurde sein Kitzel so groß, seine Neugierde so unmäßig, daß er die Warnung seiner Gefährten vergaß, und die linke Hand zu der Binde führte, die ihm das Gesicht bedeckte; als er jedoch das Geräusch hörte, das sein Nachbar beim Spannen des Pistoles machte, der, ihn nicht aus den Augen lassend, dieser unbedachten Bewegung gefolgt war, ließ Herr Jackal den Arm wieder sinken, und rief scheinbar ohne das Krachen des Zündpfanndeckels gehört zu haben, auf die natürlichste Weise von der Welt:

„Mein Herr, noch einen Dienst: ich ersticke wirklich; Luft, um Gottes Willen."

„Das ist leicht," antwortete der Unbekannte, indem er das Fenster öffnete, das sich zu seiner Rechten befand; „nur aus Rücksicht für Sie und aus Furcht vor der Zugluft hatte man ein einziges Fenster geöffnet."

„Sie sind viel zu gut," beeilte sich Herr Jackal zu sagen, der nun einen starken Luftzug fühlte;

„aber ich will Ihre Güte nicht mißbrauchen und so wenig auch dieser Luftzug — denn ich fühle einen solchen, — Ihnen schaden oder auch nur unangenehm sein kann, bitte ich Sie doch, mein Verlangen als nicht geschehen anzusehen."

„Keineswegs, mein Herr," antwortete der Unbekannte, „Sie haben gewünscht, daß dies Fenster geöffnet werde, und so bleibe es auch offen."

„Tausend Dank, mein Herr," versetzte Herr Jackal, ohne zu versuchen, ein Gespräch fortzusetzen, das offenbar sein Gefährte nur ungern führte.

Und der Polizeimann versenkte sich in seine Gedanken.

„Ja," sagte er zu sich, der Streich kommt von Salvator und ich wäre ein Thor, wenn ich länger daran zweifeln wollte; die Männer, mit denen ich es zu thun habe, sind keine gewöhnlichen Menschen; sie drücken sich mit großem Anstand, obgleich etwas kurz aus: sie sind höflich in der Form und wie mir scheint, sehr entschlossenen Charakters, was nicht gerade allen Christen meiner Bekanntschaft eigen ist. Die Entführung kommt somit von Salvator; er wird, wie ich mir bereits gesagt, berechnet haben, daß er arretirt werden könne; welch' ein Unglück, daß ein so gewandter Mensch ein so ehrbarer Mensch ist;. dieser verschmitzte Kerl kennt ganz Paris: was sage ich, ganz Paris! ganz Frankreich, von den Carbonaris in Italien und den Illuminaten in Deutschland nicht zu sprechen. Ein Teufel von einem Menschen! Ich hätte mich klüger benehmen sollen; er hat es mir ja gesagt, ehe er wegging: „Sie wissen, was dem geschehen wird, der mich

arretiren läßt. Ich war gewarnt; es läßt sich nichts sagen. Verwünschter Salvator! verfluchter Gerard!"

Plötzlich stieß Herr Jackal einen Ausruf aus.

Es war ein Gedanke der ihm kam, und den er trotz seiner Selbstbeherrschung nicht in sich verschließen konnte.

„Ah!" machte er.

„Was gibt es wieder?" fragte sein Nachbar.

Herr Jackal hielt es für geeignet, seine Unvorsichtigkeit sich zu Nutzen zu machen.

„Mein Herr," sagte er, „eine sehr wichtige Sache fährt mir da durch den Kopf; Sie werden sicher nicht wollen, daß die sehr angenehme Promenade, welche Sie mich machen lassen, für eine dritte Person unangenehme Folgen habe. Denken Sie sich, mein Herr, daß ich im Augenblick meiner Wegfahrt präventiv und aus Vorsicht einen ausgezeichneten jungen Mann verhaften ließ, den ich nach Verfluß von zwei Stunden, das heißt, wenn ich von St. Cloud zurück wäre, freilassen wollte; denn ich fuhr nach St. Cloud, als Sie mir die Ehre erzeigten, mir den Weg abzuschneiden. Es hat nun nichts zu bedeuten, wenn ich nur in einer Stunde auf der Polizeipräfectur bin; werde ich das sein, mein Herr?"

„Nein," antwortete der Unbekannte mit seinem gewöhnlichen Laconismus.

„Nun gut, Sie sehen, daß meine Reise ernste Folgen haben kann, nämlich, daß ein Unschuldiger länger gefangen sitzt, als es meine Absicht war. Erlauben Sie mein Herr, daß ich unter Ihren Augen eine Ordre schreibe, die mein Kutscher besorgen wird,

daß man nämlich Herrn Salvator augenblicklich in Freiheit setze."

Herr Jackal hatte, indem er den Namen unseres Freundes zu nennen, bis zuletzt verschob, wie man beim Theater sagt, seinen Effect gut berechnet. Das merkte er an dem unwillkürlichen Zusammenfahren seines Nachbars.

„Top!" rief dieser dem Kutscher oder vielmehr dem zu, der seine Functionen versah.

Der Wagen hielt augenblicklich an.

„Das ist die leichteste Sache von der Welt," warf Herr Jackal nachläßig hin; „ich schreibe beim Mondlicht auf meiner Agende einige Worte. . ."

Und wie dazu genügend ermächtigt, hob Herr Jackal bereits die Hand an die Binde, welche seine Augen bedeckte, als sein Nachbar die Hand packte.

„Nicht zuerst, mein Herr. Es ist an mir, nicht an Ihnen, die Form, wie die Sachen vor sich gehen sollen, zu bestimmen."

Und die Fenster schließend, zog der Unbekannte mit der größten Sorgfalt die rothseidenen Vorhänge zu, welche für die Außenwelt den Einblick in das Innere und für die Insassen den Blick nach Außen unmöglich machen sollten. Dann nahm er aus seiner Tasche eine kleine Blend-Laterne, die er mit einem Zündhölzchen anzündete.

Herr Jackal hörte das Knattern des Zündhölzchens, das Feuer fing, und roch den schlechten Geruch des Phosphors, der sich mit der Luft zum Athmen vermischte.

„Ich bin entschieden mit Leuten beisammen," sagte er, „die nicht wollen, daß ich mir die Land-

schaft näher ansehe; es sind sehr verschmitzte Leute, das. Es ist ein wahres Vergnügen mit diesen Leuten zu thun zu haben."

„Mein Herr," sagte sein Nachbar zu ihm, „Sie können Ihre Binde jetzt abnehmen."

Herr Jackal ließ sich das nicht zweimal sagen und mit einer Langsamkeit, wie Einer, der nicht gedrängt ist, nahm er das Hinderniß ab, das ihn für einen Augenblick blind gemacht, wie Fortuna und Amor.

Er befand sich in einem hermetisch verschlossenen Kasten.

Er sah ein, daß hier durch keine Oeffnung irgend etwas von der Außenwelt zu sehen sei und augenblicklich resignirt, wie alle entschlossenen Menschen, zog er aus seiner Tasche seine Agende, auf welche er schrieb:

„Ich befehle Herrn Kanler, der in der Salle Saint-Martin anwesend ist, augenblicklich Herrn Salvator in Freiheit zu setzen."

Er datirte und unterzeichnete.

„Wollen Sie nun," sagte er, „diesen Befehl meinem Kutscher geben; es ist ein ausgezeichneter Mensch, an meine philanthropischen Handlungen gewöhnt; er wird keine Minute mit der Besorgung meines Auftrags verziehen."

„Mein Herr," antwortete der Nachbar des Herrn Jackal mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, „Sie werden es billigen, daß wir die Dienste Ihres Kutschers ein ander Mal in Anspruch nehmen; wir haben für derlei Besorgungen Leute, welche alle Kutscher der Welt aufwiegen."

Der Unbekannte löschte die Laterne aus, band mit der größten Gewandtheit das Taschentuch wieder um die Augen des Herrn Jackal, befahl ihm, angelegentlicher als je, sich ruhig zu verhalten, öffnete einen Schlag und rief hinaus.

Der Name, den der Unbekannte aussprach, hatte nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Namen.

Herr Jackal merkte, daß einer von den beiden Männern, welche hinten auf dem Wagen standen, seinen Posten verließ; er hörte einen Schritt sich dem offenen Schlage nähern, und nun begann in einer weichen, klangvollen und wohlklingenden Sprache, die ihm trotz seiner Kenntniß aller Idiome der Welt vollständig fremd war, ein Gespräch von einigen Sekunden, das mit der Uebergabe des von Herrn Jackal geschriebenen Befehls, der Schließung des Schlags und den beiden englischen Worten „All right!" endigte, welche nichts anderes bedeuten, als „Alles ist in Ordnung!"

Und überzeugt, daß alles in Ordnung sei, wie der Insasse es gesagt, setzte der Kutscher mit einem Peitschenschlage die Pferde wieder in den früheren raschen Trab.

Der Wagen war noch nicht fünf Minuten im Gange, als eine neue Last auf ihn geladen wurde und ihn erschütterte und zwar auf höchst eigenthümliche Weise: Herr Jackal erkannte nämlich mit dem ihm eigenthümlichen innern Scharfblick, an dem Geräusch, das die fallende Last auf der Decke hervorbrachte, daß jene lang war und nicht kurz, wie die

erste; er erkannte sogar an dem Geräusch, daß es Holz war.

„Der erste Pack machte nur den Eindruck, als wenn es ein zusammengerollter Strick wäre," sagte Herr Jackal zu sich; „die zweite Last macht mir aber den Eindruck einer Leiter. Es scheint also, daß wir hinauf und hinab steigen müssen. Ich habe es entschieden mit sehr vorsichtigen Menschen zu thun."

Und wie beim ersten Male schien der Wagen, als er sich wieder in Bewegung setzte, mehr als je allen dynamischen Gesetzen zum Trotze, seine Schnelligkeit zu verdoppeln.

„Seht mal die Spitzbuben," sagte Herr Jackal, „sie haben sicherlich eine neue bewegende Kraft entdeckt; sie haben Unrecht, Reisende zu überfallen; sie würden mit ihrer Erfindung weit mehr Glück machen. Aber welche verteufelte Sprache hat denn mein Nachbar so eben gesprochen? das ist nicht Englisch, das ist nicht Italienisch, das ist nicht Spanisch, das ist nicht Deutsch, das ist nicht Ungarisch, nicht Polnisch, nicht Russisch; die slavischen Sprachen haben mehr Consonanten, als ich hier vernahm. Es ist nicht Arabisch, es sind im Arabischen gewisse Gutturrallaute, die ich sicher erkannt hätte; es muß Türkisch, Persisch oder Hindostanisch sein; ich möchte mich für das Hindostanische entscheiden."

Und als sich Herr Jackal für das Hindostanische entschieden, hielt der Wagen an.

LXXXV.

Wo Herr Jackal hinauf und hinab steigt, wie er voraus gesehen.

Und als Herr Jackal, der nach und nach mit seinen Räubern vertraut zu werden begann, fühlte, daß der Wagen hielt, wagte er zu fragen:

„Sollten wir etwa Jemand hier in den Wagen aufzunehmen haben?"

„Nein," antwortete die laconische Stimme; „wir müssen Jemand aussteigen lassen."

Und wirklich, nachdem er eine Bewegung auf dem Kutschsitze vernommen, fühlte Herr Jackal, daß der Wagen auf seiner Seite rasch geöffnet wurde.

„Ihre Hand," sagte die Stimme eines der drei Männer, aber es war weder die des Mannes, der als Kutscher fungirte, noch die dessen, der neben ihm saß.

„Meine Hand? wozu denn?" fragte Herr Jackal.

„Es ist nicht die Ihre, welche wir fordern, sondern die Ihres einfältigen Kutschers, der im Begriffe stehend, sich vielleicht für immer von Ihnen zu trennen, Ihnen Lebewohl sagen will."

„Wie! der arme Mensch!" rief Herr Jackal, „soll ihm denn ein Unglück geschehen?"

„Ihm? Welch' ein Unglück sollte ihm denn begegnen? Nein; man wird ihn sehr artig bis an den bestimmten Ort führen und ihm dort die Erlaubniß geben, seine Binde abzunehmen."

„Was bedeutet das, was Sie mir da eben sagten: dieser Mensch soll mich vielleicht nicht wieder sehen?"

„Das heißt, es muß nicht gerade ihm ein Unglück geschehen, daß er Sie nicht wieder sieht.“

„Ah! wirklich!“ sagte Herr Jackal; „wir sind freilich unserer zwei.“

„Allerdings! Das Unglück kann nur Ihnen begegnen.“

„So, so!“ machte Herr Jackal; „und der Bursche muß mich durchaus verlassen?“

„Allerdings.“

„Wenn es mir indessen erlaubt wäre, einen Wunsch auszusprechen, so wäre es der, den Burschen bei mir zu behalten, was auch geschehen mag.“

„Mein Herr,“ antwortete der Unbekannte, „ich werde einen Mann, wie Sie sind, nichts Neues lehren, wenn ich ihm sage, daß wir, wie die Sache auch verlaufen mag,“ — und er legte einen besondern Nachdruck auf die letzten Worte — „keine Zeugen brauchen.“

Diese Worte und namentlich der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, machten Herrn Jackal zittern.

Es ist immerhin ein schlimmes Abenteuer, wenn man sich des Zeugen zu entschlagen sucht. Wie viel gefährliche Verbrecher hatte er in der Nacht vor der Barriere in einem Graben, hinter einer Mauer und in einem Waldversteck ohne Zeugen hinmorden sehen.

„Nun,“ sagte er, „da wir uns mal trennen müssen, mein armer Junge, so hast Du hier meine Hand.“

Der Kutscher küßte die Hand des Herrn Jackal und sagte:

„Wäre es unbescheiden, den Herrn daran zu erinnern, daß der Monat morgen um ist?"

„O Du Schuft!" sagte Herr Jackal, „das beschäftigt Dich also in diesem Augenblicke! Meine Herren, erlauben Sie, daß ich die Binde abnehme, damit ich ihm seinen Lohn bis auf Heller und Pfennig ausbezahle."

„Unnöthig, mein Herr," sagte der Unbekannte, „ich werde ihn bezahlen. Da", sagte er zu dem Kutscher, „da sind fünf Louisdors für Deinen Monat."

„Mein Herr," sagte der Kutscher, „es sind dreißig Franken zu viel."

„Vertrinke Sie auf die Gesundheit Deines Herrn," sagte eine höhnische Stimme, welche Herr Jackal als die erkannte, welche bereits einmal gesprochen.

„Nun, schon genug," sagte der Nachbar des Herrn Jackal, „schließen Sie schnell wieder und dann fortgefahren."

Der Schlag schloß sich und der Wagen fuhr im gleichen Trott fort.

Wir wollen die nächtlichen Reiseeindrücke des Herrn Jackal nicht länger verfolgen.

Von diesem Augenblicke an mochte er eine Frage an seinen Reisegefährten richten, welche er wollte, er erhielt stets so schrecklich laconische Antworten, daß er es vorzog, zu schweigen; aber tausend Phantome quälten ihn und je rascher der Wagen auf der Straße dahinrollte, desto größer wurde seine Angst. So ging seine Unruhe in Bangigkeit, seine Bangigkeit in Furcht, seine Furcht in Schauer und sein Schauer in Schrecken über, als er zuletzt seinen Ge-

fährten nach Verfluß einer halbstündigen Fahrt sagen hörte:

„Wir sind an Ort und Stelle."

Der Wagen hielt wirklich an, aber zum großen Erstaunen des Herrn Jackal wurde der Schlag nicht geöffnet.

„Sagten Sie nicht, mein Herr, daß wir an Ort und Stelle seien?" wagte Herr Jackal seinen Nachbar zu fragen.

„Ja," antwortete dieser.

„Nun, warum wird denn die Wagenthüre nicht geöffnet?"

„Weil es noch nicht Zeit ist, daß man uns öffnet."

Er hörte, wie man die zweite Last, die auf den Wagen geladen worden, hinabgehoben und das langsame Streifen an dem Wagen bestärkte ihn in der Idee, daß es eine Leiter sein müsse.

Es war wirklich eine Leiter, welche derjenige der maskirten Männer, der den Kutscher ersetzte, an ein Haus gestellt.

Die Leiter reichte gerade bis zur Höhe eines Fensters der ersten Etage.

Nachdem dieß geschehen, öffnete der, welcher die Leiter aufgestellt, die Wagenthüre und sagte auf deutsch:

„Es ist fertig."

„Steigen Sie aus, mein Herr," sagte der Gefährte des Herrn Jackal; „man gibt Ihnen die Hand."

Herr Jackal stieg ohne Einrede, ja ohne sich zu besinnen, aus.

Der falsche Kutscher nahm seine Hand, unterstützte ihn, während er ausstieg und führte ihn bis auf zwei Schritte von der Leiter.

Der Nachbar des Herrn Jackal war nach ihm ausgestiegen und folgte ihm.

Er legte ihm, damit er sich nicht verlassen fühle, die Hand auf die Schulter.

Der andere Unbekannte war bereits oben auf der Leiter und schnitt mit einem Diamant ein Viereck in das Fenster.

Nachdem dieß geschehen, steckte er seinen Arm durch das Loch und öffnete das Fenster.

Darauf gab er seinem unten gebliebenen Gefährten ein Zeichen.

„Sie haben eine Leiter vor sich," sagte er zu ihm, „steigen Sie herauf."

Herr Jackal ließ sich das nicht zweimal sagen; er hob den Fuß und fühlte die erste Sprosse.

„Sie sind mehr, als je des Todes," fuhr er fort, „wenn Sie den leisesten Schrei ausstoßen."

Herr Jackal machte mit dem Kopfe das Zeichen, daß er verstehe.

Dann sagte er bei sich:

„Nun, mein Schicksal wird sich jetzt entscheiden; ich bin der Entwicklung nahe."

Dies vermochte ihn, schweigend und bedächtig die Sprossen hinanzusteigen; ein Manöver, das er ausführte, als wenn er beide Augen gebrauchen könnte und als wäre es heller Tag, so einfach war für ihn das Hinaufsteigen.

Als er oben an der Leiter angekommen, nachdem er auf's Gerathewohl siebenzehn Stufen ge-

zählt, wurde er von dem Mann empfangen, welcher das Fenster geöffnet und der, ihn sanft am Arme nehmend, zu ihm sagte:

„Setzen Sie sich rücklings über die Brüstung."

Herr Jackal war von einer exemplarischen Gelehrigkeit.

Er setzte sich querüber.

Der Mann, welcher ihm folgte, that das Gleiche.

Der, welcher ihnen vorangegangen und ohne Zweifel keinen andern Zweck hatte, indem er dieß that, als ihnen den Weg zu bahnen und Herrn Jackal beim Hinaufsteigen behülflich zu sein, stieg nun wieder hinab und legte die Leiter auf die Decke des Wagens, welchen Herr Jackal, dessen Bangigkeit mit jedem Augenblicke wuchs, in gestrecktem Galopp wegfahren hörte.

„So bin ich eingeschlossen," dachte er, „aber wo und in was? Es ist kein Keller, sonst hätte ich nicht siebenzehn Stufen hinaufsteigen müssen. Die Situation wird jeden Moment peinlicher."

Dann sagte er zu seinem Gefährten:

„Wäre es vielleicht unbescheiden, Sie zu fragen, ob wir mit unserer kleinen Promenade am Ziele sind?"

„Nein," antwortete eine Stimme, die er als die seines Nachbars zur Rechten erkannte, der sich entschieden zu seiner Leibwache gemacht.

„Haben wir noch einen großen Weg zu machen?"

„In drei Viertelstunden ungefähr werden wir an Ort und Stelle sein."

„Wir steigen also wieder in einen Wagen?"

„Nein."

„Also ein Spaziergang zu Fuß?"

„Allerdings.“

„Ach! ach!“ dachte Herr Jackal bei sich, „die Sache wird jetzt unklarer denn je. Eine dreiviertelstündige Promenade in einem Zimmer ersten Stocks; so groß und so malerisch auch ein Zimmer sein mag, eine dreiviertelstündige Promenade darin muß monoton werden. Die Sache wird immer seltsamer; wohin werden wir noch kommen?“

In diesem Augenblicke sah Herr Jackal durch das Taschentuch, das ihm die Augen verband, einen Lichtglanz, was ihn glauben ließ, daß sein Gefährte seine Laterne wieder angezündet.

Dann fühlte er, daß man seinen Arm ergriff.

„Kommen Sie,“ sagte sein Führer zu ihm.

„Wohin gehen wir?“ fragte Herr Jackal.

„Sie sind sehr neugierig,“ antwortete sein Führer.

„Wohl, ich drücke mich falsch aus,“ antwortete der Polizeichef; „ich wollte sagen: „Wie gehen wir?“

„Sprechen Sie leise, mein Herr,“ antwortete die Stimme.

„O, o! es scheint, wir sind in einem bewohnten Hause,“ sagte er.

Dann fügte er in demselben Tone, wie sein Mitunterredner, das heißt leiser, wie er ihm anbefohlen, hinzu:

„Ich wollte Sie fragen, mein Herr, wie wir gehen, das heißt, auf was für einem Terrain, ob wir hinauf- oder hinabgehen werden?“

„Wir werden hinabgehen.“

„Gut; es handelt sich also blos darum, hinabzugehen; es sei.“

Herr Jackal suchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen, um kaltblütig zu erscheinen; im Grunde des Herzens war er jedoch nichts weniger als ruhig; sein Puls schlug heftig und er dachte mitten in der Dunkelheit, die ihn überall umgab, an die Glücklichen, welche frei und ungehindert reisen, an das klare helle Mondlicht, per amica silentia lunae, wie Virgil sagt.

Man muß hinzusetzen, daß diese Rückkehr zur Melancholie nur vorübergehend war.

Um so mehr, als Herr Jackal sich etwas zu zerstreuen begann.

Es war ihm, als ob ein Geräusch von Schritten sich näherte; dann wechselte sein Führer einige Worte mit einem Neuhinzugekommenen, den man ohne Zweifel als Führer in diesem Labyrinthe erwartet hatte, öffnete eine Thüre und stieg die ersten Stufen einer Treppe hinab.

Es konnte darüber kein Zweifel sein, als der Gefährte des Herrn Jackal zu ihm sagte:

„Halten Sie sich am Treppengeländer, mein Herr.“

Herr Jackal hielt sich am Treppengeländer und stieg hinab.

Wie er die Stufen beim Heraufgehen zählte, so zählte er auch die Stufen beim Hinabgehen.

Es waren drei und vierzig Stufen.

Diese drei und vierzig Stufen führten in einen gepflasterten Hof.

In diesem Hofe war ein Brunnen.

Der Mann, welcher die Laterne hielt, wandte seine Schritte nach dem Brunnen. Herr Jackal, den sein Gefährte leitete, folgte ihm.

An dem Brunnen angekommen, beugte sich der Mann mit der Laterne, über die Brüstung und rief:

„Sind Sie unten?"

„Ja," antwortete eine Stimme, die Herrn Jackal schauern machte, so tief aus der Erde schien sie zu kommen.

Der Mann mit der Laterne stellte dann sein Licht auf die Brüstung, nahm das Ende des Stricks und zog es mit der Bewegung eines Menschen an sich, der einen Wassereimer heraufzieht; statt eines Wassereimers brachte er jedoch einen Korb herauf, der groß genug war, um einen oder auch zwei Menschen aufzunehmen.

Aber so sanft auch der Gefährte an dem Brunnenkorbe gezogen, die Rolle, welche aller Wahrscheinlichkeit nach seit langer Zeit nicht mehr geölt worden, hatte kläglich geächzt.

Herr Jackal erkannte deutlich das Aechzen der Maschine und ein kalter Schweiß begann ihm über den ganzen Körper zu rieseln.

Er hatte jedoch nicht die Zeit, seiner Gefühle Herr zu werden, wie sehr ihm auch daran gelegen gewesen, denn kaum hatte der Korb den Boden berührt, als er sich hineingesetzt, von der Erde aufgehoben, im Freien schweben, und dann mit einer Leichtigkeit und Geschicklichkeit in den Brunnen hinab gefahren sah, daß er hätte glauben können, er habe es mit Bergleuten zu thun.

Herr Jackal stieß unwillkürlich einen Ton aus, der einem Angstschrei glich.

„Sie sind verloren, wenn Sie rufen," sagte die wohlbekannte Stimme seines Begleiters; „ich lasse Sie los."

Diese Warnung machte Herrn Jackal schauern, aber sie machte ihn zu gleicher Zeit auch schweigen.

„Im Ganzen genommen," sagte er bei sich, „wenn es ihre Absicht wäre, mich in einen Brunnen zu werfen, so würden sie sich nicht die Mühe geben, mir zu drohen, und mich nicht in einem Korbe hinabsteigen lassen. Aber wo zum Teufel führen sie mich auf diesem abgeschmackten Wege hin? In der Tiefe eines Brunnens ist doch nichts als Wasser."

Plötzlich sagte er, durch die Erinnerung an die Geschichte von dem „Sprechenden Brunnen" auf einen andern Gedanken geführt:

„Nein, nein, ich täuschte mich, als ich sagte, es sei nichts anderes als Wasser in der Tiefe eines Brunnens; es gibt ja auch noch jene großen unterirdischen Gänge, welche man die Katacomben nennt. Nur, um mich irre zu führen, ließ man mich diese Kreuz- und Querzüge machen; wenn man mich aber irre führen will, so laufe ich nicht Gefahr, mein Leben lassen zu müssen; man braucht einen Menschen, den man morden will, nicht irre zu führen; man hat Brune, Ney, die vier Sergenten von La Rochelle nicht in der Irre herumgeführt. Was am klarsten an der ganzen Geschichte, das ist, daß ich in den Händen der Carbonari bin. Aber aus welchem Grund haben sie mich entführt? . . .

. . . .

Ach ja, die Arrestation Salvators. Immer dieser Salvator! Teufel von Salvator! Verfluchter Gerard!"

Und während er diese Bemerkungen machte, stieg Herr Jackal, in seinem Korbe zusammengekauert und mit beiden Händen sich an dem Stricke haltend, in die Tiefe des Brunnens hinab, während, von den oben im Hofe gebliebenen geleitet, ein Korb, mit Steinen von ähnlichem Gewicht wie der seine, nach der Oeffnung hinaufstieg.

In diesem Augenblicke kam von oben ein Ruf, dem unten, beinahe an den Ohren des Herrn Jackal ein anderer Ruf antwortete.

Der Erste wollte sagen: „Halten Sie ihn?" und der Zweite: „Wir halten ihn."

Herr Jackal berührte auch wirklich eben die Erde.

Man ließ ihn aus seinem Korbe heraussteigen, der wieder hinaufgezogen wurde und zweimal herab kam; jedes Mal brachte er Herrn Jackal eine seiner Leibwachen.

LXXXVI.

Wo Herr Jackal weiß, woran er ist und einsieht, daß die Urwälder Amerikas weniger gefährlich sind, als die Urwälder von Paris.

Man setzte sich in Bewegung durch die langen und ungeheuern unterirdischen Gänge, deren Beschreibung wir bereits in einem unserer frühern Bände gegeben.

Es ging langsam vorwärts durch die tausend

und einen Kreuz- und Querweg, welcher die Gefährten des Herrn Jackal freiwillig oder unfreiwillig mit ihm machten; der Weg dauerte drei Viertelstunden, welche dem Gefangenen wie Jahrhunderte erschienen, so sehr machte die feuchte Frische der unterirdischen Gewölbe, der gemessene Gang und das tiefe Schweigen seiner Führer aus diesem nächtlichen Gang einen Leichenconduct.

Vor einer niedern Thür angekommen, hielt die Truppe.

„Sind wir an Ort und Stelle?“ fragte mit einem Seufzer Herr Jackal, der zu glauben begann, daß das tiefe Geheimniß, mit dem man seine Entführung umgab, eine große Gefahr in sich schließe.

„In einem Augenblicke,“ antwortete eine Stimme, die er zum ersten Male hörte.

Der, welcher diese Worte gesprochen, öffnete die Thüre, durch welche zwei der Begleiter des Herrn Jackal eintraten.

Dann sagte ein Dritter, der den Arm des Herrn Jackal nahm:

„Wir steigen jetzt hinan.“

Und Herr Jackal fühlte wirklich, daß er an die erste Stufe einer Treppe stieß.

Er hatte die dritte noch nicht betreten, als die Thüre, durch die er gerade gekommen, sich hinter ihm schloß.

Herr Jackal, welchem seine Leibwachen immer vorangingen und folgten, stieg vierzig Stufen hinan.

„Gut!“ sagte er, „man führt mich wieder in das Zimmer im ersten Stocke zurück, um mich alle und jede Spur verlieren zu lassen.“

Aber dießmal täuschte sich Herr Jackal, und er merkte dies bald, als er auf einem Plateau von fester Erde angekommen, eine frische, weiche und wohlriechende Luft athmen konnte, die ihm kräftig und erquickend wie Waldesduft in die Brust drang.

Er machte jetzt zehn Schritte auf weichem Grase und die bekannte Stimme seines Nachbars sagte zu ihm:

„Jetzt sind Sie an Ort und Stelle und mögen Ihre Binde abnehmen.“

Herr Jackal ließ sich das nicht zweimal sagen und mit einer so raschen Bewegung, daß er mehr Aufregung verrieth, als er zeigen wollte, riß er die Binde ab.

Ein Schrei des Erstaunens entflog ihm, als er das Schauspiel vor sich sah, das sich seinen Blicken bot.

Er befand sich in der Mitte eines von ungefähr hundert Männern gebildeten Kreises, der selbst wieder den Mittelpunkt eines von einem Walde gebildeten unendlichen Kreises bildete.

Er sah um sich und war bestürzt, vernichtet.

Er suchte eines der Gesichter unter all' den oben vom Monde und unten von zwanzig in der Erde befestigten Fackeln beleuchteten Gesichtern zu erkennen.

Aber all' diese Gesichter waren ihm unbekannt.

Wo war er denn? Er wußte es durchaus nicht zu sagen.

Er kannte auf zwei Meilen in der Runde von Paris keinen so wilden Ort, als den, an welchem er sich befand.

Er suchte ein Merkzeichen, an dem er die Gegend wieder erkennen konnte, einen Horizont in diesem Walde; aber der Rauch, der von den Fackeln aufstieg, vermischt mit dem Nebel, der die Umrisse der Bäume vermischte, bildete gewissermaßen einen Vorhang, den selbst der Blick des Herrn Jackal nicht zu durchdringen vermochte.

Was ihn jedoch am meisten befremdete, war das finstere Stillschweigen, das rings um ihn, über ihm und so zu sagen unter ihm herrschte, ein Stillschweigen, das aus all' diesen Personen eine Versammlung von Phantomen gemacht, wenn die Blitze, die in der Dunkelheit aus aller Blicke leuchteten, ihn nicht an die Worte erinnert hätten, welche auf eine so düstere Weise an sein Ohr geklungen: „Wir sind keine Räuber! wir sind Feinde!"

Und solcher Feinde zählte er, wie wir bereits sagten, mit flüchtigem Blicke ungefähr hundert, und er sah sich mitten unter diesen hundert Feinden, mitten in der Nacht, mitten in einem Walde!

Herr Jackal war, wie man weiß, ein großer Philosoph, ein großer Voltairianer, ein großer Atheist, drei verschiedene Worte, welche ungefähr das Gleiche bedeuten; und doch, sagen wir es zu seiner Schande oder zu seinem Lobe, in diesem feierlichen Augenblicke machte er eine letzte Anstrengung, sich zusammenzunehmen und die Blicke zum Himmel erhoben, empfahl er Gott seine Seele!

Unsere Leser haben ohne Zweifel den Ort erkannt, wohin Herr Jackal geführt worden und wenn es Herrn Jackal trotz seiner Anstrengungen nicht gelang, ihn zu erkennen, so wollen wir ganz naiv

gestehen, daß dies daher kam, weil er ihn, obgleich im Innern von Paris gelegen, niemals gesehen.

Es war wirklich kein anderer Ort, als der Urwald der Rue d'Enfer, weniger frisch und grün, ohne Zweifel, als in jener Frühlingsnacht, in der wir zum ersten Male dort eingedrungen, aber nicht minder pittoresk in dieser vorgeschrittenen Herbstzeit und zu dieser Stunde der Nacht.

Von hier waren Salvator und der General Lebastard de Premont aufgebrochen, Mina den Armen des Herrn v. Valgeneuse zu entreißen; hier hatten sie sich ein Rendezvous gegeben, Herrn Sarranti dem Arme des Henkers zu entreißen.

Nur sahen wir, wie Salvator nicht bei dem Rendezvous erschien und durch Herrn Jackal ersetzt wurde.

Wir kennen also ziemlich genau einige der Personen, welche in dem öden Hause versammelt sind.

Es ist die Venta der Carbonari, bei diesem Anlaß durch vier andere Ventas verstärkt, welche der General Lebastard de Premont in der Nacht vom 21. Mai zur Befreiung seines Freundes um Hilfe und Schutz zu bitten gekommen war. Man erinnert sich der Antwort der Carbonari bei jener Gelegenheit: wir theilten sie in dem Kapitel mit, das überschrieben ist: „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen.“ Es war die vollständige, absolute, einstimmige Verweigerung irgend eines Antheils an der Befreiung des Gefangenen.

Wir täuschen uns, wenn wir sagen, eine einstimmige Verweigerung; einer von den zwanzig,

Salvator, hatte dem General seine Unterstützung angeboten.

Man weiß, was darauf geschah.

Man erinnert sich auch des rigorösen, obgleich gerechten Grundes, durch welchen das Tribunal sein strenges Urtheil motivirte; da wir jedoch befürchten, unsere Leser möchten es vergessen haben, wiederholen wir den Text selbst.

Der Redner, welcher im Namen des Bruders das Wort zu führen beauftragt war, hatte gesagt:

„Mit Bedauern gebe ich Ihnen die Antwort; aber werden nicht evidente, unverwerfliche, leuchtende Beweise von der Unschuld des Herrn von Sarranti geliefert, so vermöchten wir die Hand nicht einem Unternehmen zu bieten, dessen Zweck es ist, dem Gesetze denjenigen zu entziehen, welchen das Gesetz mit Recht verurtheilt hat. Ich sage mit Recht, verstehen Sie wohl, General, bis der Beweis vom Gegentheil gegeben wird.“

Am Morgen jenes Tages war Salvator, über seine Expedition von Vanvres nachdenkend, an dem Hause des Generals Lebastard de Premont vorübergekommen und hatte folgende Instruktion hinterlassen:

„Diesen Abend findet im Urwald der Rue d'Enfer eine Versammlung statt; gehen Sie dahin, und sagen sie den Brüdern, daß wir den Beweis der Unschuld des Herrn Sarranti in Händen haben; daß ich diesen Beweis gegen Mitternacht bringen werde.“

„Verstecken Sie sich jedoch von neun Uhr Abends mit ungefähr zehn sichern Menschen in der Umge-

gend der Rue de Jerusalem; Sie werden mich in die Polizei treten sehen; bis dahin bin ich ganz sicher; bin ich aber einmal im Innern der Präfektur, so kann ich arretirt werden, obgleich ich zweifle, daß Herr Jackal, sowie er mich kennt, diese Kühnheit haben wird."

„Wenn ich um zehn Uhr die Präfektur nicht verlassen, so bin ich gefangen."

„Aber meine Gefangennehmung wird von Seiten des Herrn Jackal gewisse Schritte nöthig machen, die ihn zum Ausgehen zwingen."

„Treffen Sie daher Ihre Maßregeln als ein an Hinterhalte gewöhnter Mann; bemächtigen Sie sich des Herrn Jackal und des Kutschers, entledigen Sie sich des Kutschers, wie Sie können und führen Sie Herrn Jackal auf so complicirten Wegen, daß er jede Spur verliert, nach dem Urwald."

„Bin ich frei, so werde ich ihn auf mich nehmen."

Man hat gesehen, daß der General Lebastard de Premont — denn dieser war der Nachbar zur Rechten des Herrn Jackal — man hat gesehen, sagen wir, daß der General Lebastard de Premont, unterstützt von seinen Freunden, die Anträge Salvators Punkt für Punkt erfüllt hatte.

Die Venta oder vielmehr die fünf Venten, welche an diesem Abende versammelt waren, um sich über die Wahlen zu besprechen, waren gegen zehn Uhr Abends durch einen Boten des Generals von der Arrestation Salvator's, der Unschuld Sarrantis und der Nothwendigkeit, in der man sich befinde, Herrn Jackal aufzuheben, unterrichtet worden.

Eine ganze Venta, das heißt zwanzig Menschen,

hatten dann in einem Augenblicke alle nöthigen Dispositionen getroffen, damit Herr Jackal nicht entkommen könne.

Er entkam auch nicht.

Wir sind ihm auf allen Kreuz- und Querwegen gefolgt, welche man ihn auf Salvators Mahnung hin geführt, wir haben ihn inmitten der Carbonari verlassen, wo er mit Bangigkeit einen Urtheilsspruch erwartete, der allem Anscheine nach einem Todesurtheile sehr nahe kommen mußte.

„Brüder," sagte der General Lebastard de Premont mit feierlichem Tone, „Sie haben den Mann vor sich, den Sie erwarteten. Wie unser Bruder Salvator sich versprach, ist er arretirt worden, wie er im Falle seiner Arretirung befahl, ist der, der die Kühnheit hatte, die Hand an ihn zu legen, aufgehoben worden und steht vor Ihnen."

„Er gebe zuerst und vor Allem den Befehl, Salvator in Freiheit zu setzen," sagte eine Stimme.

„Ich habe es gethan, meine Herren," beeilte sich Herr Jackal zu sagen.

„Ist das wahr?" fragten fünf bis sechs Stimmen mit einem Ungestüm, welches von dem ungemeinen Interesse zeugte, das alle an Salvator nahmen.

„Warten Sie," sagte Herr Lebastard de Premont. „Er ist ein sehr gewandter Mann, an den wir die Hand zu legen das Glück hatten; sobald er unser Gefangener war, hat er bei sich erwogen und überlegt, aus welchem Grunde man ihn wohl entführt haben möchte. Es ist in die Augen fallend,

daß ihm die Idee kommen mußte, er bürge mit seinem Kopfe für unsern Freund und daß dies erste Verlangen, das man an ihn richten werde, sobald er an Ort und Stelle, die Freilassung Salvator's sein werde. Er wollte deßhalb das Verdienst der Initiative haben und gab allerdings, wie er sagt, diesen Befehl; nur hätte er ihn meiner Ansicht nach vor seinem Weggang von der Präfektur geben sollen, nicht nachdem er uns in die Hände gefallen war."

„Aber," rief Herr Jackal, „habe ich Ihnen nicht gesagt, meine Herren, daß der Befehl aus reinem einfachem Vergessen nicht vor meinem Weggange von der Präfektur gegeben worden war?"

„Ein bedauerliches Vergessen, das die Brüder zu würdigen wissen werden," sagte der General.

„Ueberdies," versetzte die Stimme, die bereits den General gefragt, ob der Chef der Polizei die Wahrheit gesprochen, „überdies sind Sie nicht allein aus dem Grunde hier, um sich wegen der Arretirung Salvators zu verantworten. Sie sind hier, weil wir tausenderlei Beschwerden gegen Sie haben."

Herr Jackal machte eine Bewegung, um zu antworten; aber der Redner gebot ihm mit einer Geberde zu schweigen und fuhr fort:

„Ich spreche nicht blos von politischen Beschwerden; daß Sie die Monarchie lieben und wir die Republik ist gleichgültig; Sie haben das Recht, einem Menschen zu dienen, wie wir das Recht haben, uns einem Prinzipe zu weihen; Sie sind nicht als politischer Agent arretirt, sondern als Ueber-

schreiter der Macht Ihrer Stellung, als ein Mann, der mit seiner Gewalt Mißbrauch treibt. Es gibt keinen Tag, an dem nicht eine Beschwerde gegen Sie bei dem geheimen Tribunal vorgebracht würde; es gibt keinen Tag, an dem nicht ein Bruder Rache gegen Sie forderte. Seit lange, mein Herr, ist deßhalb Ihr Tod beschlossen und wenn er bis jetzt noch verschoben worden, so danken Sie es Salvator."

Der ruhige Ton, die Langsamkeit, die große Milde, mit der diese Worte von dem Redner ausgesprochen worden waren, machten auf Herrn Jackal einen um so furchtbareren Eindruck, als er die Posaunen des Engels am jüngsten Gericht zu hören erwartet hatte. Er hatte tausend Bemerkungen zu machen; er war zuweilen beredt und seine letzte Stunde, welche so unversehens und vor der Zeit gekommen, war gewiß eine prachtvolle Gelegenheit, seine Beredtsamkeit zu entfalten. Aber es kam ihm nicht einmal der Gedanke, sie zu versuchen, so sehr machte die feierliche Stille, die unter den Umstehenden herrsche, aus dieser zahlreichen Versammlung eine imposante und furchtbare Einsamkeit.

Das Schweigen, das Herr Jackal beobachtete, gab einem andern Redner Gelegenheit, das Wort zu ergreifen, das er nicht reklamirte.

„Der Mann, den Sie haben arretiren lassen," sagte er, „obgleich Sie ihm mehr als zehn Mal das Leben verdanken, ist uns über alles theuer, und für diese Arrestation allein, dafür, daß Sie die Hand an diesen Mann legten, den Sie in so vieler Hinsicht achten und respektiren sollten, haben

Sie den Tod verdient. Ihren Tod also wollen wir in Berathung ziehen. Man wird Ihnen einen Tisch, Papier, Federn und Tinte bringen, und wenn Sie während dieser Berathung, die Sie als Todesgericht betrachten mögen, einige testamentarische Verfügungen treffen wollen, wenn Sie einige letztwillige Anordnungen zu machen haben oder Ihren Verwandten und Freunden einige Legate auszusetzen gedenken, so schreiben Sie Ihren Willen nieder, und wir verpflichten uns, bei unserer Ehre, daß alles pünktlich geschehen soll."

„Aber," rief Herr Jackal, „um ein gültiges Testament zu machen, bedarf es eines Notars; ja sogar zweier."

„Nicht bei einem von dem Erblasser selbst geschriebenen Testamente, mein Herr. Sie wissen, das selbstgeschriebene Testament, das ganz von der Hand des Testators ist, ist durchaus unantastbar, wenn der Unterzeichner körperlich und geistig völlig gesund war. Es sind hier hundert Zeugen, die im Nothfall bestätigen werden, daß Sie in dem Augenblicke, wo Ihr Testament geschrieben und unterzeichnet wurde, im vollständigsten Besitz all' Ihrer Körper- und Geisteskräfte waren. Hier ist der Tisch, die Tinte, das Papier und die Federn; schreiben Sie, mein Herr, schreiben Sie, wir werden uns, um Sie nicht zu stören, zurückziehen."

Der Redner machte ein Zeichen und, wie wenn die Menge nur auf dieses Zeichen gewartet, kaum war es gegeben, als alle zu gleicher Zeit sich zurückzogen und wie durch einen Zauber in dem Gehölz verschwanden.

Herr Jackal befand sich allein dem Tische gegenüber und hatte einen Stuhl zur Hand.

Es war kein Zweifel mehr, das Papier, das er vor sich hatte, war gestempeltes Papier, diese Menschen, die sich zurückgezogen, zogen sich nur zurück, um über seinen Tod zu berathen.

Es war ein wirkliches Testament, um das es sich handelte.

Herr Jackal sah dies wohl ein und krazte sich an dem Kopfe, indem er sagte:

„Teufel! Teufel! Die Sache ist noch schlimmer, als ich glaubte."

Und doch, woran dachte Herr Jackal jetzt und so bald er sich klar wurde, daß er seinem Tode entgegen gehe? an sein Testament? Nein. An das Gute, das er hätte wirken können und an das Böse, das er gethan? Nein. An Gott! nein. An den Teufel? Nein.

Er dachte ganz einfach daran, eine Prise zu nehmen, nahm sie langsam, schnupfte sie mit Wollust in die Nase und genoß sie so recht von Grunde aus; dann schloß er die Dose mit der Spitze seines Fingers und wiederholte in einem fort:

„Die Sache ist doch schlimmer, als ich mir gedacht."

In diesem Augenblicke sagte er sich mit einer gewissen Bitterkeit, die Urwälder Amerikas mit ihren Pumas, Jaguars und Klapperschlangen seien doch hundert Mal weniger gefährlich, als der phantastische Wald, in dem er sich befinde.

Was aber thun? In Ermanglung von etwas Besserem sah er auf die Uhr.

Aber er hatte nicht mal die Freude, die Stunde zu wissen: seine Uhr, die er bei der Geschäftsüberhäufung am vorhergehenden Tage aufzuziehen vergessen, war stehen geblieben.

Endlich warf er den Blick auf das Papier, die Feder und die Tinte, und mechanisch setzte er sich auf den Stuhl und stemmte den Arm auf den Tisch.

Herr Jackal war nicht entschlossen, sein Testament zu machen; nein, es war ihm gleichgültig, ob er starb, nachdem er sein Testament gemacht, oder ob er ohne Testament sterbe! Aber er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, das war der Grund.

Und statt die Feder zu nehmen und auf das Papier einige Worte zu zeichnen, ließ er den Kopf in beide Hände sinken.

So blieb er eine Viertelstunde in seine Gedanken versunken und allem, was um ihn her vorging, vollständig fremd.

Er erwachte nicht früher aus seinen Gedanken, als bis er den Druck einer Hand auf seiner Schulter fühlte.

Er zitterte, hob den Kopf und sah sich wieder mitten in der trüben Gesellschaft.

Nur waren die Stirnen finsterer. Die Augen blitzten lebhafter.

„Nun?" sagte der Mann, der ihm die Schulter berührte, zu Herrn Jackal.

„Was wollen Sie von mir?" fragte der Polizeichef.

„Ist es Ihre Absicht, Ihr Testament zu machen oder nicht?"

„Ich brauche doch Zeit, es zu schreiben."

Der Unbekannte zog seine Uhr heraus; weniger mit Geschäften überhäuft, als Herr Jackal, hatte er sie aufgezogen und sie ging.

„Es ist drei Uhr und zehn Minuten," sagte er: „Sie haben Zeit bis drei und ein halb, das ist zwanzig Minuten, falls Sie nicht vorziehen sollten, sogleich der Sache ein Ende zu machen, in welchem Falle man Sie nicht warten lassen wird."

„Nein, nein!" rief Herr Jackal, indem er an die Masse von Ereignissen dachte, die innerhalb von zwanzig Minuten möglich waren. „Ich habe im Gegentheile Dinge von der höchsten Wichtigkeit in diesem letztwilligen Acte zu verzeichnen, so wichtig, daß ich zweifle, ob zwanzig Minuten genügen."

„Sie müssen aber genügen, es ist Ihnen keine Sekunde mehr vergönnt," sagte der Mann mit der Uhr, indem er sie auf den Tisch vor Herrn Jackal legte.

Dann zog er sich zurück und nahm wieder seinen Platz in dem Kreise ein.

Herr Jackal warf den Blick auf die Uhr: eine Minute von den zwanzig war bereits verflossen. Es war ihm, als wenn die Uhr ihre Schläge beschleunigte und der Zeiger für das Auge sichtlich sich bewegte.

Eine Wolke verdunkelte seinen Blick.

„Nun, Sie schreiben ja nicht!" sagte der Mann mit der Uhr.

„Doch, doch!" antwortete Herr Jackal.

Und convulsivisch die Feder drückend, begann er zu schreiben.

Gab er sich wohl Rechenschaft von dem, was er schrieb? das wüßten wir in der That nicht zu sagen: denn das Blut begann ihm zu Kopfe zu steigen. Er fühlte ein heftiges Pochen an seinen Schläfen, wie ein vom Schlage Bedrohter. Seine Füße dagegen schienen mit erschreckender Schnelligkeit kalt zu werden.

Im Uebrigen athmete die Brust der Männer kaum, kein Geräusch in den Bäumen, kein Vogel, kein Insekt, kein Grashalm, der sich bewegt hätte.

Man hörte nur das Knistern der Feder, die auf dem Papier hinlief und zuweilen es zerstach, so nervös, unruhig und fieberhaft unsicher war die Hand dessen, der sie führte.

Herr Jackal, als wollte er von dieser Arbeit ausruhen, erhob den Kopf und sah um sich, oder versuchte vielmehr, um sich zu sehen, aber er senkte die Blicke wieder auf das Papier, erschrocken über den finstern Ausdruck auf allen ihn umgebenden Gesichtern.

Herr Jackal hörte jedoch auf zu schreiben.

Der Mann mit der Uhr näherte sich ihm und sagte:

„Genug, mein Herr, die zwanzig Minuten sind um.“

Herr Jackal schauerte: er machte den Einwurf, daß er friere, daß er nicht die Gewohnheit habe, in freier Luft zu arbeiten, namentlich nicht bei Nacht; daß seine Hand zittere, wie man deutlich sehen könne, und daß er in Ansehung dieser Umstände die Nachsicht der Versammlung in Anspruch nehme; endlich brachte er all' die schlechten Gründe

auf, die man im Augenblicke des Todes findet, um den letzten Moment noch um einige Sekunden hinauszuschieben. — „Sie haben fünf Minuten," sagte der Mann, welcher vorgetreten war, indem er in die Reihen zurücktrat. — „Fünf Minuten!" rief Herr Jackal: „was denken Sie? um ein Testament zu machen, es zu schreiben, zu unterzeichnen, seinen Schnörkel darunter zu machen, es durchzusehen, zu collationiren! . . . Fünf Minuten für eine Arbeit, die einen Monat und vollkommene Ruhe des Geistes erfordert! — Offen gesagt, meine Herren, gestehen Sie, das ist nicht vernünftig!"

Die Carbonari ließen ihn sprechen; dann trat der Mann mit der Uhr näher zu ihm hin, warf einen Blick auf sein Chronometer und sagte:

„Die fünf Minuten sind vorüber!"

Herr Jackal stieß einen Schrei aus.

Der Kreis schloß sich so fest, daß es Herrn Jackal war, als ob er zwischen einer lebendigen Mauer erstickte.

„Unterzeichnen Sie dies Testament," sagte der Mann mit der Uhr, „und machen wir der Sache ein Ende, wenn's gefällig ist."

„Wir haben Dringenderes und Wichtigeres zu thun, als Ihre Geschichte," sagte ein zweiter Carbonaro.

„Und es ist bereits schon so viele Zeit verloren," sagte ein Dritter.

Der Mann mit der Uhr bot Herrn Jackal die Feder und sagte:

„Unterzeichnen Sie."

Herr Jackal nahm die Feder und unterzeichnete, indem er gegen dies Verfahren protestirte.

„Ist es geschehen?" fragte man.

„Ja," sagte der Mann mit der Uhr.

Dann fügte er, an Herrn Jackal gewandt, hinzu:

„Mein Herr, im Namen aller anwesenden Brüder schwöre ich vor Gott, daß Ihr Testament pünktlich vollstreckt werden soll."

„Kommen Sie," sagte einer der Männer, der bis jetzt noch kein Wort gesprochen und der nach seiner athletischen Gestalt zu urtheilen, ohne daß man sich täuschte, für den gelten konnte, welchen dies Tribunal zum Vollstrecker des Urtheils auserlesen.

„Kommen Sie."

Dann kräftig Herrn Jackal an dem Kragen ergreifend, zog er ihn fort und ließ ihn durch den Kreis schreiten, der sich öffnete, um Opfer und Henker durchzulassen.

Herr Jackal hatte, von dem Colosse fortgezogen, bereits auf diese Weise acht bis zehn Schritte in dem Gehölz gemacht und gewahrte in dem Halbdunkel an dem Aste eines Baumes einen Strick, der über einer frisch gegrabenen Grube baumelte, als zwei Männer, die plötzlich in der Tiefe des Waldes erschienen, ihm den Weg versperrten.

LXXXVII.

Wo verschiedene Mittel, Herrn Sarranti zu retten, Herrn Jackal zur Annahme vorgeschlagen werden.

In dem Augenblicke, als Herr Jackal jene unheilvolle Liane, den Strick baumeln sah, der, wie Herr Prudhomme gesagt hätte, für ihn nicht der schönste, aber der letzte Tag seines Lebens werden sollte; in dem Augenblicke, als er, kräftig am Kragen gepackt und vom Boden aufgehoben, den fatalen Strick sich um seinen Hals schlingen sah; mit einem Worte im letzten Augenblicke erschienen plötzlich, wie wir sagten, zwei Männer, die, man weiß nicht von wo, kamen. Vermuthlich aus der Erde, aber von welcher Seite, das konnte Niemand sagen, namentlich nicht Herr Jackal, der, wie man sich denken kann, in diesem Augenblicke nicht im Besitze seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart war.

Einer der beiden Männer streckte die Hand aus und sprach das einzige Wort:

„Halt!"

Bei diesem Worte ließ der Bruder, der für den Augenblick das Geschäft des Nachrichters besorgte, — und der Niemand anders war, als unser Freund Jean Taureau — Herrn Jackal los. Dieser fiel auf die Füße und stieß einen Schrei der Freude und der Ueberraschung aus, als er Salvator in dem Manne erkannte, welcher „Halt!" gerufen.

Es war wirklich Salvator, gefolgt von dem Bruder, welchen der General Lebastard de Premont mit dem Papier des Polizeichefs abgeordnet, um Salvator in Freiheit zu setzen.

„Ah! lieber Herr Salvator," rief Jackal außer sich vor Dankbarkeit; „ich verdanke Ihnen das Leben."

„Und zwar zum zweiten Male, so viel ich mich errinnern kann," antwortete der junge Mann streng.

„Zum zweiten, zum dritten Male," beeilte sich Herr Jackal zu sagen, „ich bekenne es im Angesicht des Himmels, in Gegenwart dieses Strafwerkzeugs. Setzen Sie meine Dankbarkeit auf die Probe und Sie sollen sehen, ob ich undankbar bin."

„Es sei und sogleich... Bei Menschen, wie Ihnen, Herr Jackal, darf man solche Art von Gefühlen nicht kalt werden lassen, folgen Sie uns, wenn es gefällig."

„O, mit Vergnügen," sagte Herr Jackal, indem er einen letzten Blick auf die Grube und den Strick warf, der über ihm schwankte.

Und er ging hinter Salvator drein, nicht ohne einen leichten Schauer zu empfinden, als er an Jean Taureau vorüberkam, der den Zug schloß, gleichsam, um Herrn Jackal anzuzeigen, daß er mit der Grube und dem Stricke, von dem man sich entfernte, noch nicht ganz abgeschlossen.

Nach Verfluß von einigen Sekunden kamen sie an den Ort, wo Herr Jackal so viel Umstände gemacht, um sein Testament zu schreiben.

Die Carbonari waren noch immer beisammen und sprachen leise.

Die Gruppe öffnete sich und lies Salvator durch, welchem Jean Taureau folgte, der ihn so wenig wie sein Schatten verlies, ein furchtbarer Schatten, der Herrn Jackal vor Furcht erstarren machte.

Herr Jackal bemerkte zu seinem großen Kummer, als er alle Blicke auf sich geheftet und alle Stirnen bei seinem Anblick sich falten sah, daß seine Gegenwart, die für jeden ein Gegenstand der Ueberraschung schien, für Niemanden etwas Befriedigendes hatte.

Alle Blicke, welche auf ihn geheftet waren, drückten einmüthig denselben Gedanken aus: „Warum bringen Sie uns diesen Menschen wieder?"

„Ja, ja, ich begreife Sie vollkommen, meine Freunde," sagte Salvator, „Sie staunen, daß Sie Herrn Jackal in Ihrer Mitte sehen, in dem Augenblicke, wo Sie ihn damit beschäftigt glaubten, seine Seele in Gottes oder des Teufels Hände zu befehlen. Nun wohl, vernehmen Sie meine Gründe, denen Herr Jackal sein Leben, wenigstens momentan, dankt; ich will mich nicht verpflichten; ich dachte, Herr Jackal könne uns todt doch nichts mehr nützen, während der lebende Herr Jackal uns von großem Nutzen sein kann, wenn er nur Lust dazu hat, woran ich bei meiner Kenntniß seines Charakters nicht zweifle. Nicht wahr, Herr Jackal?" fügte Salvator hinzu, indem er sich nach ihm umwandte, „nicht wahr, Sie werden sich alle erdenkliche Mühe geben?"

„Sie haben für mich gesprochen, Herr Salvator, ich werde Sie nicht Lügen strafen; ich wende mich indessen an Ihre Billigkeit, daß Sie nichts anderes von mir verlangen, als was im Bereiche meiner Mittel steht."

Salvator machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches sagen wollte: „Seien Sie ruhig."

Dann wandte er sich an die Carbonari und sagte:

„Brüder, da der Mann, der unsere Plane durchkreuzen könnte, vor uns steht, so sehe ich nicht ein, weßhalb wir diese Plane nicht in seiner Gegenwart verhandeln; Herr Jackal weiß guten Rath und ich bin überzeugt, daß er uns auf den rechten Weg führen wird, wenn wir irren sollten."

Herr Jackal billigte diese Worte, indem er bestätigend mit dem Kopfe nickte.

Der junge Mann wandte sich nach ihm um.

„Ist die Hinrichtung noch immer auf morgen festgesetzt?" fragte er ihn.

„Ja," antwortete Herr Jackal.

„Auf morgen vier Uhr?"

„Auf vier Uhr!" wiederholte Herr Jackal.

„Wohl," sagte Salvator.

Dann einen Blick nach rechts und nach links wendend und an den Gefährten des Herrn Jackal das Wort richtend, fuhr er fort:

„Was haben Sie in dieser Voraussetzung gethan?"

„Hören Sie," antwortete der Carbonaro; „ich habe alle Fenster des ersten Stockwerks auf dem Quai Pelletier und alle Fenster des Grèveplatzes von den Mansarden bis zu dem Erdgeschosse gemiethet."

„Aber," machte Herr Jackal, „Sie werden dafür eine bedeutende Summe haben zahlen müssen?"

„Eine Lumperei; es kostet mich hundert fünfzig tausend Franken."

„Fahren Sie fort, Bruder," sagte Salvator.

„Ich habe vierhundert Fenster," fuhr der Car-

bonari fort; „drei Menschen für das Fenster sind zwölfhundert Menschen; ich habe vierhundert in der Rue du Mouton, der Rue Jean de Lespine, der Rue de la Vannerie, der Rue du Martroy und der Rue de la Tannerie zerstreut, das heißt an allen Ausmündungen des Stadthausplatzes; zwei hundert werden von dem Thor der Conciergerie bis auf den Grèveplatz aufgestellt; jeder von diesen Menschen wird mit einem Dolche und zwei Pistolen bewaffnet sein."

„Teufel! das kam Sie noch theurer zu stehen als Ihre vierhundert Fenster."

„Sie täuschen sich, mein Herr," antwortete der Carbonaro; „es hat mich nichts gekostet; die Fenster muß man miethen, aber die Herzen geben sich freiwillig."

„Fahren Sie fort," sagte Salvator.

„Hören Sie, wie die Sache vor sich gehen wird," fuhr der Carbonaro fort. „Die Bürger, die Maulaffen, die Frauen werden, je näher man dem Platze kommt, von der Seite des Quai de Gèvres und des Pont Saint Michel durch unsere Leute weggedrängt, die ihre Reihen unter keinem Vorwande durchbrechen lassen."

Herr Jackal hörte mit der größten Aufmerksamkeit und dem größten Erstaunen zu.

„Der Wagen," fuhr der Carbonaro fort, „wird, gefolgt von einem Piquet Gendarmerie, gegen drei ein halb die Conciergerie verlassen und seine Richtung nach dem Grèveplatz über den Quai aux Fleurs nehmen; es wird ihm kein Hinderniß bis zum Pont Saint Michel in den Weg gelegt werden; dort

wird sich einer meiner Indianer unter die Räder werfen und sich zermalmen lassen."

„Ah!" unterbrach ihn Herr Jackal; „ich habe, wie es scheint, die Ehre, mit dem Herrn General Lebastard de Premont zu sprechen."

„Allerdings," antwortete dieser; „Sie zweifelten also, daß ich in Paris sei."

„Ich wußte es im Gegentheile gewiß. . . Aber erzeigen Sie mir die Güte fortzufahren, mein Herr. Sie sagten also, einer Ihrer Indianer werde sich unter die Räder des Wagens werfen und sich zermalmen lassen."

Herr Jackal benützte die Unterbrechung, welche er selbst veranlaßt hatte, suchte in seiner Tasche, zog seine Tabaksdose heraus, öffnete sie, schnupfte mit seiner gewöhnlichen Sinnlichkeit eine ungeheure Prise Tabak und horchte, wie wenn er durch die Verstopfung der Nase sich die Ohren geöffnet hätte.

„Angesichts dieses Zwischenfalls, der ein lautes Geschrei bei der Menge hervorrufen und einen Augenblick die Aufmerksamkeit von der Escorte ablenken muß," fuhr der General fort, „werden die Leute, die sich in der Nähe des Wagens befinden, diesen umwerfen, indem sie einen verabredeten Schrei ausstoßen, der alle unsere Leute aus den umliegenden Straßen und von den Fenstern herbeirufen soll; nehmen Sie auch an, daß mir sieben bis acht hundert Menschen fehlen, so stehen mir doch einige tausend Menschen zu Gebote, die in einer Minute den Wagen rechts und links, vornen und hinten umgeben und die Passage abschneiden. Sind die Stränge der Pferde durchschnitten, ist der Wagen umge-

worfen, so werden zehn Berittene den Verurtheilten entführen: ich werde einer von den zehn sein. Ich stehe für eines von beiden, entweder lasse ich mich tödten oder ich entführe Herrn Sarranti. Bruder," schloß der General, indem er sich an Salvator wandte, „das ist mein Plan; halten Sie ihn für ausführbar?"

„Ich frage den Herrn Jackal," sagte Salvator, indem er sich nach dem Polizeichef hinwandte; „er allein kann uns sagen, wie groß unsere Aussicht ist, zu reussiren oder nicht zu reussiren. Sagen Sie uns deßhalb Ihre Meinung, Herr Jackal, aber geben Sie sie ganz aufrichtig."

„Mein Gott, Herr Salvator," antwortete Herr Jackal, der, als er die Gefahr nicht gerade verschwunden, aber sich doch etwas entfernen sah, wieder einige Kaltblütigkeit gewann, „ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir theuer auf der Welt ist, das heißt bei meinem Leben, daß, wenn ich ein Mittel wüßte, Herrn Sarranti zu retten, ich es Ihnen an die Hand geben würde; unglücklicher Weise jedoch habe ich gerade die Maßregeln getroffen, daß er nicht gerettet werden kann; es geht daraus hervor, daß ich mit allem Eifer, das schwöre ich Ihnen, dieses Mittel suche, aber so sehr ich auch alle Quellen meiner Phantasie in Anspruch nehmen mag, so sehr ich auch alle Befreiungen und Entführungen von Gefangenen in meinem Gedächtnisse heraufbeschwöre, vermag ich doch durchaus nichts zu finden."

„Verzeihung, mein Herr," antwortete Salvator; „aber Sie umgehen, wie es scheint, die Frage; ich

verlange von Ihnen nicht ein Mittel, Herrn Sarranti zu retten, sondern ich frage Sie einfach, ob Sie das des Generals für gut finden."

„Erlauben Sie, lieber Herr Salvator," versetzte Herr Jackal, „es scheint mir im Gegentheil, daß ich aufs kategorischste Ihre Frage beantworte. Wenn ich Ihnen sage, daß ich kein Mittel finde, so heißt das, daß ich das des ehrenwerthen Vorredners nicht billige."

„Und weßhalb das?" fragte der General.

„Erklären Sie sich," drängte Salvator.

„Das ist ganz einfach, meine Herren," fuhr Herr Jackal fort; „nach dem Wunsche, den Sie haben, Herrn Sarranti zu befreien, können Sie den Wunsch beurtheilen, den die Regierung hat, daß man ihr ihn nicht entreiße; und zu diesem Ende, ich bitte demüthigst um Vergebung, wurde ich mit der Sicherung der Hinrichtung des Herrn Sarranti beauftragt; ich habe deßhalb meine Vorkehrungsmaßregeln getroffen und einen Plan entworfen, der ganz und gar ein Bruder des Ihren ist, aber wohlverstanden, ein feindlicher Bruder."

„Wir verzeihen Ihnen, es war Ihre Pflicht; aber sagen Sie uns nun die ganze Wahrheit; es ist Ihr Interesse."

„Nun gut!" fuhr Herr Jackal mit etwas größerer Zuversicht fort, „als ich die Ankunft des Generals Lebastard de Premont in Folge der mißlungenen Flucht des Königs von Rom erfuhr. . ."

„Sie wußten schon seit so lange, daß ich in Paris bin?" fragte der General.

„Ich wußte es eine Viertelstunde nach Ihrer Ankunft," antwortete Herr Jackal.

„Und Sie haben mich nicht festnehmen lassen?"

„Erlauben Sie, Herr General, das wäre ein vollständiges Kinderstück meiner Kunst gewesen: wenn ich Sie bei Ihrer Ankunft in Paris hätte arretiren lassen, so hätte ich ja nicht erfahren, was Sie hier wollten, oder hätte nicht mehr gewußt, als Ihnen mir zu sagen beliebt; während dagegen, wenn ich Sie handeln ließ, ich mich in Allem auf's Laufende setzte. So glaubte ich anfangs, Sie wollten für Rechnung Napoleon II. werben: ich täuschte mich; aber Dank der Freiheit, die ich Ihnen gönnte, lernte ich die Freundschaft kennen, die Sie mit Herrn Sarranti verband; ich wurde von dem Besuche in Kenntniß gesetzt, den Sie zusammen im Parke von Viry machten; als ich endlich erfuhr, daß der General, der mit den Carbonari in Florenz in Verbindung stand, sich als Freimaurer in der Loge Pot-du-Fer habe aufnehmen lassen, sagte ich mir, der General könne durch diese doppelte Verbindung und im Namen des Herrn Sarranti handelnd, fünf hundert, tausend, zwei tausend Menschen sogar auf die Beine bringen, um Herrn Sarranti zu retten; Sie sehen, daß ich mich nur um zweihundert getäuscht. Ich sagte mir ferner: „der General ist reich, wie ein Nabob, er wird alle unsere Waffenschmide auskaufen, aber durch die Waffenschmide selbst kann ich erfahren, woran ich mich in Beziehung auf die Zahl der Waffen und folglich auch auf die Zahl der Leute zu halten habe; es wurden nun in den letzten acht Tagen in Paris

dreizehnhundert Paar Pistolen und achthundert Jagdflinten gekauft, und wenn man die vom Publikum gekauften Pistolen zu hundert, zu zweihundert die vom Publikum gekauften Jagdflinten anschlägt, so bleiben sechshundert Flinten und zwölfhundert Paar Pistolen für Sie; was die Dolche betrifft, so müssen Sie acht bis neun hundert gekauft haben."

„Ganz richtig," sagte der General.

„Was habe ich nun gethan?" fuhr Herr Jackal fort, „was Sie an meiner Stelle auch gethan haben würden. Ich sagte mir: der General wird zwei tausend Leute bewaffnen, wir wollen sechs tausend bewaffnen. Zwei von diesen sechs tausend stationiren seit gestern in den Kellern des Hotel de Ville; weitere zwei tausend sind diese Nacht in Notre Dame einmarschirt, deren Thüren heute den ganzen Tag wegen Reparaturen verschlossen sein werden. Noch zwei tausend, die letzten, welche den Anschein haben werden, als marschiren sie durch Paris, um sich nach Courbevoie zu begeben, werden auf der Place Royale Halt machen und um halb vier auf den Greveplatz marschiren; Sie sehen, daß Ihre achtzehnhundert Leute durch meine sechstausend wie in einem Netz eingeschlossen werden. Daher mein Einwurf, General, sowohl als Strategiker, wie als Philanthrop. Als Strategiker, schlage ich Sie; ich habe den Vortheil der Waffen, der Fahne, der Uniform und endlich des Feldgeschreis für mich. Als Philanthrop sage ich Ihnen: Sie wagen einen unnützen Angriff, der nichts anders als ein unbesonnenes Wagestück sein kann, da man es voraus-

gesehen, und dann, — was wohl der Mühe lohnt, daß Sie es sich überdenken, — Ihre Leute werden Ihnen im rechten Momente fehlen. Die Bürger, denen Sie Angst eingejagt und die vier Tage lang Ihre Buden verschlossen haben, werden sich von Ihnen zurückziehen; die Royalisten werden schreien, Napoleon II. verbinde sich mit den Jakobinern und jeder gute Bürger müsse gegen die Revolution aufstehen.... das glaube ich, werden die Folgen dieser Catastrophe sein. Machen Sie jetzt von meinem Rath einen Gebrauch, welchen Sie wollen; ich sage Ihnen jedoch aufrichtig, zum Voraus, daß dies Auskunftsmittel Herrn Sarranti nicht rettet und Sie für immer zu Grunde richtet, um so mehr als das, was Sie zu thun wagen, nicht für einen Bonapartisten geschieht; Sie haben es für einen Mörder, einen Dieb gethan. Der Prozeß ist da."

Salvator und der General Lebastard de Premont tauschten einen Blick aus, den alle Carbonari verstanden.

„Sie haben Recht, Herr Jackal" sagte Salvator. „Und obgleich Sie die einzige Ursache von all' dem Unglück sind, das uns begegnen könnte, danke ich Ihnen doch nichts desto weniger im Namen aller anwesenden und abwesenden Brüder. Hat Jemand einen bessern Plan?" fragte er, im ganzen Kreise umherblickend.

Niemand antwortete.

Herr Jackal stieß einen tiefen Seufzer aus: er war wirklich in Verzweiflung.

Diese Verzweiflung schien der größere Theil der Carbonari zu theilen.

Salvator allein bewahrte seine unerschütterliche Seelenruhe.

Wie der Adler über den Wolken schwebt, so schien er über den menschlichen Schicksalen zu schweben.

LXXXVIII.

Wo das Mittel gefunden wird.

Nach einer kurzen Pause hörte man die Stimme Salvators aus der Höhe, wo sie zu schweben schien, herabsteigen.

„Es gibt doch ein Mittel, Herr Jackal,“ sagte er.

„Bah! und welches?“ fragte dieser, der ganz erstaunt schien, daß es ein Mittel geben sollte, das er nicht aufgefunden.

„Ein ganz einfaches Mittel,“ fuhr Salvator fort, „und gerade deßhalb haben Sie ohne Zweifel nicht daran gedacht.“

„Nun, so sagen Sie rasch,“ machte Herr Jackal, der größere Eile zu haben schien, es kennen zu lernen, als einer von denen, welche auf Salvator hörten.

„Ich werde mich wiederholen,“ sagte Salvator: „aber da Sie das erste Mal nicht begriffen haben, werden Sie vielleicht das zweite Mal um so besser begreifen.“

Herr Jackal schien seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln.

„Was habe ich bei Ihnen gethan, kurz ehe Sie mich arretiren ließen?"

„Sie legten auf meinen Schreibtisch die Beweismittel für die Unschuld des Herrn Sarranti, — so sagten Sie wenigstens — ein Kinderskelett, das in einem Garten von Vanvres, bei einem Herrn Gerard, gefunden wurde, das ist es wohl, nicht wahr?"

„Das ist es allerdings," antwortete Salvator. „Und weßhalb habe ich Ihnen diese Stücke gebracht?"

„Um Sie bei dem Herrn Prokurator des Königs zu deponiren."

„Haben Sie es gethan?" fragte der junge Mann in strengem Tone.

„Ich schwöre Ihnen, Herr Salvator," beeilte sich Herr Jackal in gerührtem Tone zu antworten, daß ich nach St. Cloud zu Sr. Majestät in der Absicht ging, mit dem Herrn Justizminister, der sich dort befand, von den Dingen, die Sie mir gebracht, zu sprechen.

„Machen wir es kurz," sagte Salvator, „die Zeit eilt; Sie haben es nicht gethan?"

„Nein," antwortete Herr Jackal, „weil ich in dem Augenblicke, wo ich mich nach Saint Cloud begab, festgenommen wurde."

„Nun denn, was Sie nicht allein gethan, wollen wir jetzt zusammen thun."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Salvator."

„Sie werden mich zu dem Prokurator des Königs begleiten, wo Sie die Sachen, wie Sie sie jetzt kennen, vorlegen werden."

So sehr es im Interesse des Herrn Jackal schien, diesen Rath anzunehmen, so war er doch weit entfernt, so rasch darauf einzugehen, wie Salvator erwartet hatte.

„Ich will es wohl thun," antwortete Herr Jackal nachlässig, indem er den Kopf schüttelte, wie Jemand, der nicht das geringste Vertrauen in das hat, was er zu thun im Begriffe steht.

„Sie scheinen nicht meiner Ansicht zu sein," fragte Salvator; „mißbilligen Sie meinen Plan?"

„Vollständig," antwortete Herr Jackal.

„Lassen Sie mich Ihre Gründe wissen."

„Wenn wir dem Herrn Prokurator des Königs nicht die unabweisbarsten Beweise von der Unschuld des Herrn Sarranti geben, so wird Herr Sarranti trotzdem durch ein Urtheil der Jury, ein nach unsern Gesetzen unumstößliches Urtheil, verdammt werden; so klar die Beweise auch sein mögen, man wird ihn doch nicht in Freiheit setzen. Es wird ein neuer Prozeß eingeleitet werden müssen; inzwischen bleibt Herr Sarranti im Gefängnisse. Ein Prozeß hat seine bestimmten Grenzen; ein Prozeß dauert ein Jahr, zwei Jahre, zehn Jahre; ein Prozeß dauert immer fort, wenn man ein Interesse dabei hat, daß er nicht aufhöre. Gut denn, nehmen Sie eines an, nämlich, daß dieß ewige Hinausschieben Herrn Sarranti ermüdet: ermüdet verliert er den Muth, er zehrt ab, kämpft eine Zeitlang gegen den Spleen; endlich eines schönen Tages kommt es ihm in den Sinn, seinem Leben ein Ende zu machen."

Diese Worte, nach welchen Herr Jackal inne

hielt, um die Wirkung zu beurtheilen, hatten ungefähr den Erfolg einer elektrischen Erschütterung: die hundert Männer schauerten wie ein Körper.

Herr Jackal war seblst erstaunt über die Aufregung, die er hervorgebracht. Er dachte, sie könnte ihm ungünstig sein und um allen Zorn abzuwenden, der in einen Sturm vereint gegen ihn losbrechen konnte, fügte er lebhaft hinzu:

„Bemerken Sie wohl, Herr Salvator, und machen Sie es diesen Herren bemerklich, daß ich nur ein Unterhändler, ein Rad in einer Maschine bin; ich empfange den Impuls, ich gebe ihn nicht; ich befehle nicht, ich führe nur aus, man sagt mir, thun Sie das, und ich gehorche."

„Fahren Sie fort, mein Herr, fahren Sie fort; weit entfernt, Ihnen darüber zu Leibe gehen zu wollen, sind diese Herren und ich Ihnen dankbar, daß sie uns aufklären."

Diese Worte schienen Herrn Jackal augenblicklich wieder Muth zu geben.

„Ich sagte Ihnen also," fuhr er fort, „daß in dem Augenblick, wo der Prozeß seinem Ende zugeht — wenn es überhaupt soweit kommt, — es höchst wahrscheinlich ist, daß man in den Morgen-Zeitungen liest, der Schließer der Conciergerie habe, als er in das Gefängniß des Herrn Sarranti trat, ihn wie Toussaint-Louverture erhängt, oder wie Pichegru, erdrosselt gefunden; denn," fügte Herr Jackal mit furchtbarer Naivetät hinzu, „Sie können sich wohl denken, daß, wenn eine Regierung sich in Bewegung setzt, sie nicht am ersten Grenzstein des Weges inne hält."

„Genug!“ .... sagte Salvator mit finsterer Miene: „Sie haben Recht, Herr Jackal, es ist ein schlechtes Mittel. Glücklicherweise,“ beeilte er sich hinzuzufügen, „habe ich, indem ich sowohl auf das Mittel des General Lebastard de Premont, wie auf das Zweite verzichte, ein Drittes, das ich für besser als die beiden andern halte.“

Die Versammlung athmete wieder auf.

„Ich will Sie darüber urtheilen lassen,“ fuhr Salvator fort.

Jedermann lauschte athemlos: wir brauchen nicht zu sagen, daß Herr Jackal nicht der unaufmerksamste Zuhörer des jungen Mannes war.

„Wie Sie,“ fuhr Salvator fort, indem er das Wort an Herrn Jackal richtete, „Ihre Zeit seit der Gefangennehmung des Herrn Sarranti nicht unnütz verbraucht haben, so habe auch ich die meinige nicht verloren; es ist drei Monate her, daß ich, voraussehend, oder wenigstens ahnend, was in diesem Augenblicke geschieht, mir den Plan bildete, den ich Ihnen mittheilen will.“

„Sie haben keine Idee von dem Interesse, mit welchem ich Sie höre,“ sagte Herr Jackal.

Salvator lächelte unmerklich.

„Sie kennen die Conciergerie so genau wie Ihren kleinen Finger, nicht wahr, Herr Jackal,“ fuhr er fort.

„Natürlich,“ antwortete dieser, erstaunt, daß man eine so einfache Frage machen konnte.

„Kommt man durch das Gitter, das zwischen den beiden Thürmen liegt, das heißt durch den gewöhnlichen Ein- und Ausgang des Gefangenen, so

geht man über den Hof und befindet sich, hat man das Pförtchen hinter sich, in dem Gefängniß, das heißt im Vestibule des Gefängnisses."

„Ganz richtig," machte Herr Jackal mit einem Zeichen des Kopfes.

„Mitten in dem Gefängnisse ist ein Ofen, um welchen her die Schließer, Polizeiagenten und Gendarmen plaudern; gerade gegenüber der Eingangsthüre öffnet sich die hintere Thüre, welche auf einen Corridor führt, an dem sich die gewöhnlichen Gefängnisse befinden und mit diesen haben wir nichts zu schaffen. Links von der Eingangsthüre, links von dem Ofen, in einem mit steinernen Platten belegten Zimmer, dessen mit einem Gitter versehenen Thüre auf einen besondern Corridor führt, befindet sich das Zimmer der zum Tode Verurtheilten."

Herr Jackal bestätigte diese Angabe wieder durch ein Nicken des Kopfes; die topographische Beschreibung war außerordentlich genau.

„Hier natürlich mußte Herr Sarranti eingeschlossen sein, wenn auch nicht seit der Verurtheilung, so doch wenigstens seit drei bis vier Tagen."

„Seit drei Tagen," sagte Herr Jackal.

„Und dort befindet er sich zu dieser Stunde, nicht wahr, und wird dort bleiben bis zur Stunde seiner Hinrichtung?"

Herr Jackal antwortete wieder durch ein bestätigendes Zeichen.

„So ist denn ein Punkt festgestellt; gehen wir zum zweiten über."

Es entstand eine Pause.

„Sehen Sie, welche Rolle der Zufall spielt," fuhr Salvator fort: „und wie er, was auch die Pessimisten sagen mögen, die ehrlichen Leute begünstigt! Als ich eines Tages gegen vier Uhr Abends, aus dem Palais herauskommend, wo ich einer der Sitzungen des Prozesses Sarranti angewohnt, an das Ufer des Flusses hinabsteige, wende ich mich nach der Seite des Pfeilers der St. Michelbrücke, wo ich gewöhnlich ein Boot angebunden habe. Während ich den Fluß hinunterrudere, gewahre ich über dem Ufer und unter dem Quai de l'Horloge vier oder fünf mit eisernen Gittern und großen Querstangen versehene Oeffnungen; ich hatte nie auf diese Oeffnungen geachtet, die nichts anderes sind, als einfache Dohlen; aber diesmal ganz von dem peinlichen Gefühle beherrscht, in das mich die wahrscheinliche Verurtheilung des Herrn Sarranti versetzte, näherte ich mich denselben und untersuchte sie zuerst im Allgemeinen, dann im Einzelnen. Das Resultat dieser Untersuchungen war, daß nichts leichter sei, als diese Gitter zu öffnen und auf diese Weise unter den Quai zu kommen und damit aller Wahrscheinlichkeit nach auch unter das Gefängniß; aber in welcher Tiefe? Das war mir unmöglich zu ahnen. Ich beschäftigte mich anfangs, das heißt an diesem Tage, nicht damit; das hinderte mich jedoch nur, die ganze Nacht daran zu denken. Am andern Tage, gegen acht Uhr Morgens befand ich mich in der Conciergerie. Ich muß Ihnen sagen, daß ich einen Freund in der Conciergerie habe; Sie sollen sogleich sehen, daß es gut ist, überall einen Freund zu haben; — ich

suchte ihn auf; und während ich mit ihm sprach und auf und ab ging, erhielt ich die Gewißheit, daß eine der Oeffnungen, welche auf das Ufer des Flusses hinausgingen, auf den grünen Platz im Hofe des Gefängnisses führte. Die Hauptsache war nun, den Weg kennen zu lernen, welchen diese Art von Canal unter der Erde machte, der nicht sehr weit von dem Gefängniß der zum Tode Verurtheilten hinlaufen konnte. Gut! sagte ich mir, hier ist eine Mine zu graben und unsere Catacombensteinbrecher sind nicht die Menschen, die vor solch' einer Unbedeutenheit zurückschrecken."

Fünf bis sechs der Zuhörer Salvators machten mit dem Kopfe ein Zeichen der Zustimmung.

Es waren die Steinbrecher, an welche der junge Mann seine Appellation gerichtet hatte.

Salvator fuhr fort:

„Ich verschaffte mir nun den Plan der Conciergerie, was mir leicht wurde, indem ich einen alten Plan, den ich in der Bibliothek des Palastes fand, durchpaußte; und nachdem ich mal von der Richtigkeit meiner Meinung überzeugt war, suchte ich mir drei unserer Brüder aus, welche mir folgen sollten. In derselben Nacht noch," fuhr Salvator fort, „einer Nacht, welche glücklicherweise dunkel war, drang ich, nachdem ich ohne Geräusch das Gitter der Dohle geöffnet, in das verpestete Souterrain, aber nachdem ich zehn Schritte gemacht, war ich gezwungen stehen zu bleiben; das Souterrain war in seiner ganzen Höhe und Breite durch ein ähnliches Gitter, wie das, welches auf die Seine ging, versperrt. Ich ging zurück und schickte einen

meiner Leute, welche mit Werkzeugen versehen waren, in den dunkeln und engen Gang; nach Verfluß von zehn Minuten kam er wieder und fiel vor meinen Füßen nieder. Er lag in einer Todesohnmacht da; die verpestete Luft hatte ihn halb erstickt und er wollte doch nicht früher zurückgehen, als bis er seine Aufgabe gelöst. Auf die Gewißheit hin, daß das Hinderniß beseitigt sei, ging ich auf's neue in das dumpfe und düstere Loch; dießmal machte ich ungefähr zwanzig Schritte; aber hier stieß ich wieder auf ein Gitter. Ich ging an das Wasser zurück, selbst beinahe athemlos, und forderte einen andern meiner Begleiter auf, mir den Durchgang zu ermöglichen. Er kam halbtodt zurück, aber er hatte, wie der Erste, seine Aufgabe gelöst, das zweite Gitter war geöffnet. Ich ging wieder in den unterirdischen Gang und zehn Schritte weiter als das zweite Gitter stieß ich auf ein drittes; ich kehrte traurig aber nicht entmuthigt zu meinen Leuten zurück. Zwei von dreien waren entkräftet, man konnte nicht mehr auf sie zählen. Ein dritter war jedoch noch frisch und voll Eifer; ehe ich mein Verlangen ausgesprochen, hatte er sich in den dunkeln Gang gestürzt ... zehn Minuten verflossen, dann eine Viertelstunde, der Mann kam nicht zurück. Ich ging selbst hinein, um ihn zu suchen. Nach zehn Schritten stieß ich auf ein Hinderniß, das ich nicht kannte, ich streckte die Hände aus und fand einen Körper; ich zog den Körper an der Blouse nach dem Eingang, es war zu spät, der Körper war nur noch eine Leiche; der arme Teufel war erstickt! ... Das waren die Arbeiten

des ersten Tages oder vielmehr der ersten Nacht," schloß Salvator kalt.

Alle Umstehenden hörten die Erzählung dieser heroischen Arbeit mit einer Aufmerksamkeit und einem Interesse, welche wir nicht zu schildern brauchen.

Herr Jackal namentlich betrachtete den Erzähler mit sprachlosem Staunen: er fühlte sich feige und klein gegenüber diesem tapfern jungen Mann, der ihm zehn Ellen hoch erschien.

Der General Lebastard de Premont hatte kaum die letzten Worte Salvators gehört, als er auf den jungen Mann zutrat und fragte:

„Ohne Zweifel hatte der, welcher starb, Frau und Kinder?"

„Kümmern Sie sich nicht darum, General," sagte er, „alles ist in Ordnung von dieser Seite. Die Frau erhält zwölfhundert Franken Pension, was für sie ein Vermögen ist; die beiden Kinder sind in der Schule von Amiens."

Der General trat einen Schritt zurück.

„Fahren Sie fort, mein Freund," sagte er.

„Am andern Tage," fuhr Salvator fort, „begab ich mich mit den beiden andern Männern wieder an Ort und Stelle; ich trat allein in das Gewölbe, eine Flasche mit Chlor in jeder Hand. Das dritte Gitter war entfernt, ich konnte also meinen Weg fortsetzen. Nach dem dritten Gitter drehte sich die Dohle nach rechts. Je weiter ich ging, desto enger wurde sie, bald hörte ich, daß man über meinem Kopfe ging; es war offenbar eine Runde der Schließer oder der Soldaten, welche über den Hof ging. Ich hatte in dieser Richtung nichts zu

thun. Ich hatte meine Entfernungen so genau berechnet, daß ich mich nicht täuschen konnte; ich wußte, daß ich mich nach dem dreißigsten Metre nach links wenden müsse; meine Curve oder vielmehr mein Winkel war mit der Genauigkeit einer strategischen Mine berechnet. Ich kehrte um, indem ich auf dem ganzen Wege Chlor ausgoß, das unterirdische Gewölbe soviel möglich von der verpesteten Luft zu reinigen; wir schlossen das erste Gitter wieder und entfernten uns, wie das erste Mal. Die topographischen Studien waren gemacht, es blieben nur noch die praktischen Arbeiten. Arbeiten, deren Schwierigkeiten Sie werden beurtheilen können, wenn ich Ihnen sage, daß drei Männer sich stündlich ablösend und jeder zwei Stunden in der Nacht arbeitend, siebenundsechzig Nächte brauchten, um ihre Arbeit zu Ende zu bringen."

Ein Schrei der Dankbarkeit, ein Murmeln der Bewunderung drang aus aller Munde.

Nur drei Männer schwiegen.

Es waren der Zimmermann Jean Taureau und seine Gefährten, der Maurer Sac-a-Platre und der Köhler Toussaint Louverture.

Sie traten einen Schritt zurück, als sie die Carbonari so laut ihre Bewunderung an den Tag legen hörten.

„Das sind die drei Urheber dieser Riesenarbeit," sagte Salvator, indem er sie der Versammlung bezeichnete.

Die drei Mohicaner hätten viel gegeben, wenn sie in die tiefste Tiefe der Mine hätten untersinken können.

Sie senkten die Augen, wie Kinder.

„Mögen wir nun Herrn Sarranti retten oder nicht," sagte ganz leise der General Lebastard zu Salvator, „das Glück dieser drei Männer ist gemacht."

Salvator drückte dem General die Hand.

„Nach Verfluß von zwei Monaten," fuhr der junge Mann fort, „waren wir gerade unter dem Gefängnisse der zum Tode Verurtheilten, einem beinahe immer leeren Gefängnisse, weil man die Verurtheilten erst zwei oder drei Tage vor ihrer Hinrichtung dahin bringt. Wir konnten deßhalb, als wir so weit gekommen waren, fortarbeiten, ohne befürchten zu müssen, die Aufmerksamkeit der Schließer auf uns zu ziehen; nach Verfluß von sieben Tagen hatten wir eine Steinplatte losgemacht, oder, es genügte vielmehr, etwas stark an diese Platte zu drücken, um sie zu heben und durch diese Oeffnung den Gefangenen zu befreien. Um der größeren Sicherheit willen und für den Fall, daß der Schließer bei dem Geräusch, das der Gefangene beim Entfliehen machte, eintreten sollte, hat Sac-à-Platre in die Platte einen Ring genietet, welchen Jean Taureau mit seiner ganzen Kraft von unten halten wird, bis Herr Sarranti das Ufer erreicht hat, wo ich ihn in einer Barke erwarten werde. Ist Herr Sarranti mal in der Barke, so stehe ich für Alles! Das ist mein Plan, meine Herren," fuhr Salvator fort: „Alles ist bereit; es handelt sich nur noch darum, ihn auszuführen, wenn uns nicht Herr Jackal auf's Entschiedenste beweisen würde, daß wir scheitern können. Sprechen Sie, Herr

Jackal, sprechen Sie rasch; denn wir haben nur genau so viel Zeit, um uns an's Werk zu machen."

„Herr Salvator," antwortete der Chef der Sicherheitspolizei ernst, „wenn ich nicht fürchtete, für einen Menschen zu gelten, der den Leuten schmeichelt, um sie für sich zu gewinnen, so würde ich Ihnen die tiefe Bewunderung ausdrücken, welche ich für diesen Riesenplan hege."

„Ich verlange von Ihnen keine Complimente, mein Herr," antwortete der junge Mann; „ich verlange Ihren Rath."

„Ihren Plan bewundern, das heißt ihm zustimmen, mein Herr," antwortete der Polizeimann. „Ja, Herr Salvator, so wahr ich mich wie ein Thor benommen, als ich Sie arretiren ließ, so sehr finde ich Ihren Plan ausgezeichnet, unmangelhaft; ich versichere Sie, daß es gelingen wird, aber erlauben Sie mir eine Frage an Sie zu richten. Ist der Gefangene in Freiheit, was gedenken Sie dann mit ihm zu thun?"

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich für seine Person stehe, Herr Jackal."

Herr Jackal schüttelte den Kopf, als wollte er sagen, diese Versicherung genüge ihm nicht.

„Nun gut, ich werde Ihnen Alles sagen, mein Herr, und ich hoffe, Sie werden, wie über das Entkommen aus dem Gefängniß, auch in Beziehung auf die Flucht einer Ansicht mit mir sein. Eine Postchaise wartet in einer der kleinen Straßen, welche auf den Quai führen; Relais sind auf dem ganzen Wege gelegt; ich habe einen Courier vorausgeschickt; es sind dreiundfünfzig Stunden von

hier nach Havre; man macht sie in zehn Stunden, nicht wahr? In Havre wartet ein geheiztes englisches Dampfboot; auf diese Weise wird Herr Sarranti in dem Augenblick, wo man sich auf dem Grèveplatz drängt, um ihn hinrichten zu sehen, wird Sarranti, sagen wir, Frankreich in Begleitung des General Lebastard de Premont verlassen, der, wenn Herr Sarranti fort ist, keinen Grund mehr hat, in Paris zu bleiben."

„Sie vergessen den Telegraphen," sagte Herr Jackal.

„Durchaus nicht; wer kann Allarm schlagen, den genommenen Weg anzeigen, den Telegraphen spielen lassen? Die Polizei, das ist Herr Jackal. Nun, da Herr Jackal bei uns bleibt, so ist Alles damit gesagt."

„Allerdings," machte Herr Jackal.

„Sie werden deßhalb die Güte haben, diesen Herren in das für Sie bestimmte Zimmer zu folgen."

„Ich stehe zu Befehl, Herr Salvator," sagte der Polizeimann, sich verbeugend.

Aber Salvator hielt ihn an, indem er die Hand ausstreckte, ohne ihn zu berühren.

„Ich habe nicht nöthig, Ihnen eine außerordentliche Klugheit, sei es in Ihren Handlungen, sei es in Ihren Worten anzuempfehlen; jeder Fluchtversuch zum Beispiel würde, wie Sie wissen, auf eine nicht wieder gut zu machende Weise unterdrückt; denn ich werde nicht da sein, um Sie zu schützen, wie ich es so eben gethan. Gehen Sie jetzt, Herr Jackal, und Gott leite Sie."

Zwei Männer nahmen Herrn Jackal, jeder an

einem Arme, und verschwanden im Dunkel des Urwaldes.

Als man ihn nicht mehr sah, nahm Salvator seinerseits den General Lebastard de Premont mit sich, machte Jean Taureau, Toussaint Louverture und Sac-a-Platre ein Zeichen, ihm zu folgen und alle fünf verschwanden unter dem Boden.

Wir werden sie nicht durch die Irrgänge der Catacomben begleiten, durch die wir bereits mit Herrn Jackal gekommen sind und die sie durch ein Haus in der Rue Saint Jacques verließen, welche neben der Rue des Noyers liegt.

Dort angekommen, trennten sie sich — Salvator und der General setzten ihren Weg zusammen fort — um sich an dem Ufer des Quai de l'Horloge wieder zu finden, wo, wie wir gesagt, die Barke Salvators angebunden war.

Man hielt unter dem Schatten, welchen der Brückenbogen warf.

Der General Lebastard, Toussaint Louverture und Sac-a-Platre setzten sich in die Barke und man brauchte sie nur loszulassen.

Salvator und Jean Taureau blieben allein am Ufer.

„Jetzt," sagte Salvator mit leiser Stimme, aber so, daß er nicht nur von dem Zimmermann, sondern auch von den drei übrigen Gefährten gehört wurde, „jetzt Jean Taureau, höre mich wohl und verliere nicht ein Wort, denn es sind meine letzten Instruktionen."

„Ich höre," sagte der Zimmermann.

„Du wirst, ohne Dich aufzuhalten, und so schnell

als möglich bis an das Ende des Ganges vorschreiten."

„Ja, mein Herr."

„Wenn wir uns versichert haben, daß wir nichts zu fürchten brauchen, so wirst Du Deine Schultern an die Steinplatte stemmen und kräftig, aber doch langsam drücken, um so die Steinplatte aufzuheben und sie nicht in das Gefängniß umzustürzen, was den Wächter aufwecken würde; wenn Du so weit bist, das heißt, wenn Du fühlst, daß mit einer letzten Anstrengung die Steinplatte gehoben ist, so ziehst Du mich am Aermel, ich werde das Uebrige thun. Hast Du mich wohl verstanden?"

„Ja, Herr Salvator."

„Dann vorwärts!" sagte Salvator.

Jean Taureau hob das erste Gitter weg und trat in das Gewölbe, das er so rasch durchschritt, als es für einen Mann von seinem Wuchse möglich war.

Salvator folgte ihm einige Sekunden später.

Sie kamen einen Schritt von einander entfernt unter dem Gefängniß der zum Tode Verurtheilten an.

Hier drehte sich Jean Taureau um und horchte, während Salvator seinerseits ebenfalls horchte.

Die tiefste Stille herrschte ringsum, unter und über ihnen.

Als er nichts hörte, krümmte sich Jean Taurean so gut er konnte, drückte den Kopf in den Hals und Minen in die Schultern und seine beiden Hände fest auf die Kniee stemmend, drückte er die Platte

so kräftig, daß nach Verfluß von einigen Secunden er sie weichen fühlte.

Er zog Salvator am Aermel.

„Ist es geschehen?“ fragte dieser.

„Ja,“ murmelte Jean Taureau, tief Athem holend.

„Gut!“ sagte der junge Mann, indem er sich rüstete, da jetzt an ihn die Reihe kam; „jetzt ist's an mir. Drücke, Jean Taureau, drücke!“

Jean Taureau drückte, die Steinplatte löste sich los und hob sich langsam; ein schwacher Lichtglanz, der von einer Todtenlampe kam, drang in das unterirdische Gewölbe. Salvator steckte den Kopf durch die Oeffnung, warf einen raschen Blick im ganzen Gefängniß umher und stieß einen Schrei des Schreckens aus.

Das Gefängniß war leer.

LXXXIX.

Was geschehen, während Herr Jackal Salvator und Salvator Herr Jackal hatte arretiren lassen.

Damit wir die Erklärung des Geheimnisses finden, das Herrn Salvator so furchtbar erschreckte, müssen wir zu Herrn Gerard zurückkommen, wie er mit dem Passe versehen und voll Eile, Frankreich zu verlassen, aus dem Bureau des Herrn Jackal weggeht.

Wir sprechen nicht von den sich durchkreuzenden bangen Gefühlen, deren Beute der Philantrop von Vanvres wurde, als er den langen Corridor und

die dunkle und winklige Treppe hinab ging, die von dem Cabinet des Herrn Jackal nach dem Hof der Präfectur führten. Die Genossen dieser ehrenwerthen Persönlichkeit, welche unter dem dunkeln Gewölbe entweder in Gruppen umherstanden oder hin und her gingen, jenem Gewölbe, das heutzutage verschwunden oder nahe daran ist zu verschwinden, und das, ohne zu übertreiben, einem Luftloch der Hölle verglichen werden konnte, machten ihm den Eindruck von eben so vielen Teufeln, die im Begriffe seien, sich auf ihn zu stürzen und ihm ihre Krallen in das Fleisch zu drücken.

Er ging deßhalb rasch über den Hof, als wenn er fürchtete, von den Agenten erkannt und festgehalten zu werden, noch rascher durch das Gitterthor und als wenn er fürchtete, das Hofthor möchte sich vor ihm schließen und ihn zum Gefangenen machen.

An dem Thore fand er sein Pferd wieder — dessen Zügel er in die Hände eines Commissionärs gegeben, — schenkte diesem etwas und schwang sich mit der Leichtigkeit eines Renners von Newmarket oder Epsom auf das Pferd.

Der Weg war ein langer Alp, ein forcirter Ritt in dreifachem Galopp; etwas ähnliches wie der phantastische Ritt des Erlkönigs durch den Wald.

Von dem Gewitter, das sich mit so großer Heftigkeit entladen, blieb noch eine tiefschwarze Wolke, welche den Mond bedeckte; flüchtige Blitze, die letzten Zuckungen des Gewitters, warfen allein und von Zeit zu Zeit, ohne daß ihnen ein Donner folgte, ihre gelben und unheimlichen Lichter auf den phantastischen Reiter, der, an die Schrecken der Jugend

erinnert, wenn er es gewagt, bei jedem Blitze das Zeichen des Kreuzes gemacht hätte. Kurz, es war eine düstere Nacht, gemacht, um das Gewissen des Unschuldigsten zu erschüttern; selbst der Philantrop von Vanvres, der gerecht gegen sich war und sich durchaus nicht in die Reihe der unschuldigen Herzen stellte, fühlte einen kalten Schweiß über seinen Körper rieseln, während all sein Blut immer mehr in den Adern erstarrte.

Noch zehn Minuten dieses Rittes mit verhängten Zügeln und er hatte Vanvres erreicht. Aber sein Pferd, so stark es auch war, von der Rue de Jerusalem an, mit Spornstreichen gefoltert, und vom ersten Ritte schon ermüdet, schien zu wanken und bei jedem Schritte zusammenstürzen zu wollen; der Wind fing sich in seinen weit geöffneten Nüstern, aber schien nicht mehr bis zu den Lungen vordringen zu können.

Herr Gerard warf einen durchbohrenden Blick auf den undurchdringlichen Himmel, um zu beurtheilen, wann er ankommen könnte, hielt das Pferd mit dem Zügel und den Knieen aufrecht und da er einsah, daß, wenn er einen Augenblick inne hielte, sein Pferd da fallen würde, wo er halte, so drückte er ihm unbarmherzig die Sporen in den Leib.

Nach Verfluß von fünf oder sechs Minuten, die ihm ganze Stunden erschienen, begann er in der Dunkelheit die finstern Umrisse seines Schlosses zu erkennen; einige Secunden später befand er sich vor der Thüre.

Was er vorausgesehen, geschah; im Augenblicke,

wo er vor dieser Thüre hielt, brach sein Pferd unter ihm zusammen.

Er war auf dies Ereigniß gefaßt, er traf deßhalb seine Vorsichtsmaßregeln, so daß er in dem Augenblick auf den Beinen stand, wo dieses fiel.

Dies Ereigniß, das in jedem andern Augenblicke eine Rührung bei Herrn Gerard hervorgerufen, dessen Philanthropie sich gewöhnlich von den Menschen auf die Thiere übertrug, machte in diesem Momente nicht die geringste Wirkung auf ihn; sein Gedanke, sein einziger Gedanke war, so weit als möglich den Dienern des Herrn Jackal voranzukommen, wenn etwa die Laune des Herrn Jackal — und Herr Gerard wußte, wie launisch sein Beschützer war — sich anders besinnend, ihm auf den Fersen nachschicken sollte. Er war zu Hause angekommen; sein Zweck war erreicht; gleichgültig war ihm deßhalb das Leben oder der Tod des edeln Thiers, das ihn gerettet hatte.

Man weiß, daß der Philanthrop von Vanvres gerade kein Muster von Dankbarkeit war.

Er ließ deßhalb das Pferd, wo es war, liegen, ohne es abzusatteln, gleichgültig, was aus dem Thiere werden würde, das, aller Wahrscheinlichkeit nach, erst am andern Tage gefunden ward, da das Thier am Hause und nicht auf dem Wege gefallen; dann öffnete er rasch die Thüre, schloß sie noch rascher doppelt und dreifach hinter sich, stieg schnell zwei Stockwerke hinauf, holte aus einem Cabinet, das ihm als Stiefelzimmer diente, einen ungeheuren ledernen Koffer, trug ihn in sein Schlafzimmer und zündete ein Licht an.

Hier athmete er wieder eine Secunde lang; sein Herz schlug so heftig, daß er einen Augenblick fürchten konnte, es werde bersten, während dieser Secunde blieb er aufrecht stehen, die Hand auf die Brust drückend, als versuchte er, Herr seines Athems zu werden; nachdem er diesem Unfall glücklich entkommen war, begann er sich mit den letzten Vorbereitungen seiner Reise, mit dem Einpacken des Koffers zu beschäftigen.

Ein noch so wenig scharfsinniger Beobachter, der in einer Ecke dieses Schlafzimmers verborgen gewesen, würde in Herrn Gerard einen Verbrecher entdeckt haben, wenn er nichts anderes als die wahnsinnige Art gesehen, wie er dieses Geschäft besorgte, das gewöhnlich so viel Nachdenken erfordert — indem er, wie die Sachen gerade kamen, die Wäsche und die Kleider, die er aus einem Glasschrank und aus den Schiebladen der Kommode zog, in den Koffer packte, die Strümpfe mit den Krägen, die Hemden mit den Westen durcheinander warf, Stiefel in die Fracktaschen, Schuhe in die Rockärmel schob, bei jedem Geräusche zitterte, und sich bald mit einem Hemde, bald mit einer Serviette den Schweiß von seiner blassen Stirne wischte.

Als er endlich den Koffer schließen wollte, war er so überfüllt, daß es ihm unmöglich wurde, die Schließkappe dem Schlosse zu nähern; er wandte alle seine Kräfte an, aber vergeblich. Er riß deßhalb Wäsche und Kleider, wie es gerade kam, aus dem Koffer, warf sie im Zimmer umher uud schloß endlich zu.

Dann öffnete er den Secretär, nahm aus einer

doppelt verschlossenen Schieblade ein Portefeuille, das zwei bis drei Millionen östreichische und englische Werthpapiere enthielt, Papiere, die er für eine solche Flucht in Bereitschaft hatte.

Er nahm zwei doppelläufige Pistolen, die neben seinem Bette hingen, stieg dann rasch die Treppe hinab, lief in die Ställe und spannte selbst die zwei Wagenpferde an seine Kalesche, die er nach Saint Cloud fahren wollte; dort konnte er Postpferde zu nehmen, die seinigen zurücklassen, und wollte dem Postmeister empfehlen, bis zu seiner Rückkehr gut für sie zu sorgen, und dann den Weg nach Belgien einschlagen.

In zwanzig Stunden, wenn er den Postillons doppeltes Trinkgeld gab, konnte er die Grenze hinter sich haben.

Nachdem die Pferde gesattelt waren, steckte er die Pistolen in die Wagentaschen, öffnete das Straßengitterthor, um nicht mehr von seinem Sitze herabsteigen zu müssen und stieg auf, um den Koffer hinaufzuziehen.

Der Koffer war furchtbar schwer, Herr Gerard machte einige Versuche ihn auf seine Schulter zu laden; aber er sah ein, daß es unnütze Arbeit sei.

Er entschloß sich daher, ihn nach sich zu ziehen.

In dem Augenblicke jedoch, wo er sich herabbeugte, um ihn an dem Handgriffe zu fassen, glaubte er auf der Seite der Treppe ein leises Geräusch zu hören, wie das eines Kleides.

Er drehte sich rasch um.

Unter der dunkeln Einfassung der Thüre war eine weiße Gestalt erschienen.

Die Thüre bildete die Nische; die weiße Gestalt die Statue.

Was sollte diese Erscheinung bedeuten?

Was es auch sein mochte, Herr Gerard schauerte vor ihr zurück.

Die Erscheinung schien ihre Füße mühsam vom Boden aufzuheben und machte zwei Schritte vorwärts.

Wenn nicht die gemeine Gestalt des Mörders zugegen gewesen, hätte man glauben können, einer Vorstellung des Don Juan anzuwohnen, und zwar in dem Augenblicke, wo der Comthur mit stummen Schritten über die Platten des Festsaales hinschreitend, seinen erschrockenen Wirth vor sich zurückschauern macht.

„Wer da?" fragte endlich Herr Gerard, dessen Zähne vor Schrecken klapperten.

„Ich," antwortete das Phantom mit einer so ernsten Stimme, daß sie aus der Tiefe eines Grabes zu kommen schien.

„Sie?" fragte Herr Gerard, mit vorgestrecktem Halse und starrem Auge, indem er den Neuankömmling zu erkennen suchte, ohne daß es ihm gelungen wäre, einen so dichten Schleier warf der Schrecken über seinen Blick: „wer sind Sie?"

Das Phantom antwortete nicht, sondern machte abermals zwei Schritte vorwärts und in den Lichtkreis der Kerze tretend, senkte er seine Kapuze.

Es war wirklich ein Phantom; nie hatte sich verzehrende Magerkeit so despotisch eines menschlichen Geschöpfes bemächtigt; nie war eine leichenhaftere Blässe über ein menschliches Gesicht ergossen.

„Der Mönch!" rief der Mörder in demselben Tone, als hätte er gesagt: „Ich bin des Todes!"

„Ah! Sie erkennen mich endlich!" sagte der Abbé Dominique.

„Ja . . . ja . . . ja . . . ich erkenne Sie," stotterte Herr Gerard.

Aber die offenbare Schwäche des Mönches und die demüthige und fromme Sendung, die er auf Erden zu erfüllen hatte, in's Auge fassend, gewann er wieder einigen Muth.

„Was wollen Sie von mir?"

„Ich will es Ihnen sagen," antwortete sanft der Abbé.

„Nicht in diesem Augenblick," sagte Herr Gerard; „morgen . . . übermorgen."

„Weßhalb nicht sogleich?"

„Weil ich Paris für vierundzwanzig Stunden verlasse, weil ich große Eile habe und meine Abreise nicht einen Moment verschieben kann."

„Sie müssen mich aber hören," sagte der Mönch in festem Tone.

„Ein andermal, aber nicht heute, nicht diesen Abend, nicht in diesem Augenblicke."

Und Herr Gerard nahm seinen Koffer; er machte zwei Schritte, indem er ihn nach sich zog und nach der Thüre ging.

Der Mönch wich zurück, indem er dadurch die Thüre mit seinem Körper schloß.

„Sie werden nicht vorüberkommen!" sagte er.

„Lassen Sie mich durch!" heulte der Mörder.

„Nein," sagte der Mönch mit ruhiger aber fester Stimme.

Herr Gerard begriff, daß zwischen ihm und diesem lebendigen Phantome eine furchtbare Scene im Anzuge sei.

Er richtete den Blick auf den Platz, wo gewöhnlich seine Pistolen aufgehängt waren.

Er hatte sie so eben weggenommen und in die Taschen der Kalesche gesteckt.

Er sah sich um, ob er nicht irgendwo eine Waffe entdeckte, die zur Hand wäre.

Nirgend war etwas zu sehen.

Er wühlte convulsivisch in den Taschen, um dort ein Messer zu finden.

Nichts.

„Ja, nicht wahr?" sagte der Mönch, „Sie würden mich morden, wie Sie meinen Neffen gemordet! aber hätten Sie auch eine Waffe, Sie würden mich dennoch nicht morden! Gott will, daß ich lebe!"

Als er dies starre Gesicht sah, diese feierliche Stimme hörte, fühlte Herr Gerard, daß sich sein erster Schrecken wieder seiner bemeisterte.

„Und jetzt," sagte der Mönch, „wollen Sie mich hören?"

„So sprechen Sie," sagte Herr Gerard, mit den Zähnen knirschend.

„Ich komme zum letzten Male," sagte der Mönch mit düsterem Tone, „um Sie um Erlaubniß zu bitten, Ihre Beichte bekannt machen zu dürfen."

„Aber das ist mein Tod, was Sie von mir verlangen! das heißt mich an der Hand auf das Schaffot führen! — Nie, nie! —"

„Nein, ich fordere nicht Ihren Tod; denn so

bald Sie diese Erlaubniß gegeben, die mich meines Gelübdes entbindet, lasse ich Sie frei."

„Ja, und hinter mir werden Sie mich denunciren, hinter mir lassen Sie den Telegraphen spielen und ich bin noch nicht zehn Stunden entfernt, so werde ich arretirt! ... Nie! nie!"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, mein Herr — und Sie wissen ob ich Sclave meines Wortes bin — daß ich erst morgen Mittag von meiner Erlaubniß Gebrauch machen werde."

„Nein, nein, nein!" wiederholte Herr Gerard, indem er sich durch das Ungestüm seiner Weigerung Muth zu machen suchte.

„Morgen Mittag können Sie Frankreich verlassen haben."

„Und wenn Sie die Auslieferung verlangen?"

„Ich werde Sie nicht verlangen, ich bin ein Mann des Friedens, mein Herr; ich verlange, daß der Sünder bereue, nicht daß er bestraft werde. Ich will nicht, daß Sie sterben, sondern daß mein Vater am Leben bleibe."

„Nie! nie!" stammelte der Mörder.

„O, das ist furchtbar!" sagte der Abbé Dominique, als wenn er mit sich selbst spräche. „Aber Sie hören ja nicht, Sie begreifen meine Worte nicht, Sie sehen meinen Schmerz nicht? Sie wissen nicht, daß ich achthundert Stunden zu Fuße gemacht, daß ich in Rom war und daß ich hierher zurückkehrte, um von dem heiligen Vater das Recht zu erhalten, Ihre Beichte zu enthüllen und ... daß ich es nicht erhalten? ..."

Herr Gerard hatte geglaubt, er fühle den Flü-

gel des Todes über sich wehen, aber diesmal noch entfernte sich der Flügel, ohne seine Stirne zu berühren.

Sein Haupt, das sich einen Augenblick gebeugt, hob sich wieder.

„O! Sie wissen," sagte er, „die Verpflichtung, die Sie gegenüber von mir übernommen, ist eine formelle. Nach meinem Tode, ja! aber so lange ich lebe, nein! . . ."

Der Mönch schauerte und wiederholte mechanisch:

„Nach seinem Tode, ja! aber so lange er lebt, nein! . . ."

„So lassen Sie mich jetzt vorbei," versetzte Herr Gerard, „da Sie nichts über mich vermögen."

„Mein Herr," sagte der Mönch, indem er seine beiden weißen Arme ausbreitete, um ihm die Thüre zu versperren, was ihm das Aussehen eines Cruzifixes gab, von dem er schon die Blässe hatte, „wissen Sie, daß die Execution meines Vaters auf morgen um vier Uhr anberaumt ist?"

Herr Gerard antwortete nicht.

„Wissen Sie, daß ich in Lyon durch die Anstrengung krank lag? Wissen Sie, daß ich glaubte, sterben zu müssen? Wissen Sie, daß ich, da ich das Gelübde that, den ganzen Weg zu Fuß zu machen und ich erst vor acht Tagen wieder aufbrechen konnte, heute beinahe zwanzig Stunden machte?"

Herr Gerard beharrte auf seinem Schweigen.

„Wissen Sie," fuhr der Mönch fort, „daß ich all das als frommer Sohn gethan, ebenso sehr um die Ehre als um das Leben meines Vaters zu retten? Wissen Sie, daß, je mehr die Hindernisse sich

vor mir aufthürmten, ich den Schwur that, kein Hinderniß soll mich davon abbringen, meinen Vater zu retten? Wissen Sie, daß ich nach diesem furchtbaren Schwur, während ich Ihr Gitter geschlossen finden konnte, ich dasselbe offen fand; daß, während ich Sie abwesend finden konnte, ich Sie anwesend finde; daß, während ich Sie nie wieder finden konnte, ich Ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehe? Sehen Sie nicht die Hand Gottes in allen diesen Dingen, mein Herr?"

„Ich sehe im Gegentheil, daß Gott nicht will, daß ich gestraft werde, Mönch, weil die Religion Dir verbietet, meine Beichte zu enthüllen und daß Du umsonst in Rom warst, eine Dispensation vom Papste zu erlangen!"

Und mit einer drohenden Bewegung, welche andeutete, daß er in Ermangelung von Waffen sich handgemein zu machen entschlossen sei, fügte er hinzu:

„Lassen Sie mich durch!"

Aber der Mönch streckte von Neuem die Arme aus, um die Thüre für ihn zu schließen und sagte dann in demselben ruhigen und festen Tone:

„Mein Herr, glauben Sie, daß ich, um Sie zu überreden, alle Worte, alle Bitten verschwendet habe, die im Herzen eines Menschen ein Echo finden können? Glauben Sie, daß es ein Mittel gibt, meinen Vater zu retten, außer dem, welches ich Ihnen vorgeschlagen? Wenn es eines gibt, sagen Sie es, ich verlange nicht mehr, als es anwenden zu dürfen — sollte auch mein Leib auf dieser Erde, meine Seele in jener Welt dabei verloren gehen! — O! wenn Sie eines wissen, sagen Sie es! sagen Sie

es! ich werfe mich zu Ihren Füßen, um Sie zu bitten, meinen Vater zu retten. . ."

Und der Mönch fiel auf die Kniee, indem er mit bittendem Blicke die Hände ausstreckte.

„Ich kenne keines," sagte der Elende in seiner Unverschämtheit; „lassen Sie mich durch!"

„Ich kenne eines," sagte der Mönch, „Gott verzeihe mir, daß ich es anwende. . . Da ich Deine Beichte erst nach Deinem Tode enthüllen darf, so stirb!"

Und indem er ein Messer aus seinem Busen zog, stieß er es in das Herz des Mörders.

Herr Gerard gab keinen Laut von sich.

Er stürzte todt zu Boden.

Der Abbé Dominique erhob sich, trat zu der Leiche hin und sah, daß alles Leben aus ihr gewichen war.

„Mein Gott!" sagte er, „sei seiner Seele gnädig, und vergebe ihm im Himmel, wie ich ihm auf Erden vergebe."

Dann das blutige Messer in seinen Busen steckend, verlies er das Zimmer, ohne sich umzusehen, stieg die Treppe hinab, schritt langsam durch den Park und verlies ihn durch das Gitterthor, durch welches er hereingekommen.

Der Himmel war ruhig, die Nacht heiter, der Mond glänzte wie eine Topaskugel, die Sterne funkelten wie Diamanten.

XC.

Wo der König sich nicht amüsirt.

Wie gesagt, es war eine Soirée, das heißt ein Fest im Schlosse von Saint Cloud.

Ein trauriges Fest!

Die gewöhnlich traurigen, verdrießlichen und sauertöpfischen Gesichter der Herren de Villéle, de Corbiére, de Damas, de Chabrol, de Doudeauville und des Marschalls Oudinos — obgleich das lächelnde und zufriedene Gesicht des Herrn de Peyronnet ihnen als Gegengewicht diente — waren nicht geeignet, eine ausnehmende Heiterkeit zu unterhalten; aber auch die Physiognomie der übrigen Höflinge war in jener Nacht von einer weit ausdrucksvolleren Melancholie denn gewöhnlich; die Unruhe lag in ihren Blicken, ihren Worten, ihren Geberden, ihrer Haltung, in ihren geringsten Bewegungen ausgesprochen. Sie sahen sich unter einander an, als wenn sie sich fragen wollten, was man thun sollte, um aus der schlimmen Lage heraus zu kommen, in der sich die ganze Welt befinde.

Karl X., in der Uniform eines Generals, den blauen Cordon über der Schulter, den Degen an der Seite, ging melancholisch von Saal zu Saal, indem er auf die Zeichen des Respectes, welche sein Vorüberkommen veranlaßte, mit einem nichtssagenden Lächeln, einem zerstreuten Gruße antwortete.

Von Zeit zu Zeit näherte er sich einem Fenster und sah mit der größten Aufmerksamkeit hinaus.

Wonach sah er?

Er betrachtete den hellen Himmel dieser schönen Nacht und schien seine königliche, aber traurige Soirée mit dem glänzenden und heitern Fest zu vergleichen, das der Mond den Sternen gab — natürlich zum Nachtheil der Erstern.

Von Zeit zu Zeit stieß er einen tiefen Seufzer aus, ganz als wenn er allein in seinem Schlafzimmer wäre und statt Charles X. Louis XIII. hieße.

Woran dachte er?

An das traurige Resultat der Kammersitzung von 1827? An das ungerechte Gesetz gegen die Presse? An die Beschimpfung der irdischen Ueberreste des Herrn de la Rochefoucauld-Liancourt? An die Beschimpfungen, die er bei der Revue auf dem Marsfelde hatte erleben müssen? An die Frechheit der Nationalgarde und an die Gährung, die davon die Folge war? An das Gesetz über die Geschworenenliste oder an das Gesetz über die Wahllisten, die Paris in so große Aufregung versetzten? An die Consequenzen der Auflösung der Deputirtenkammer oder an die Wiedereinsetzung der Censur? An diese neue Uebertretung der Versprechungen, welche in Paris so großes Aufsehen machte und die Bevölkerung in fieberhafte Bestürzung versetzt hatte? An das Todesurtheil des Herrn Sarranti endlich, den man den andern Tag hinrichten wollte und der, wie wir aus dem Gespräche zwischen Salvator und Herrn Jackal ersehen, die Hauptstadt in so große Aufregung versetzen konnte?

Nein.

Was König Karl X. beschäftigte, beunruhigte und traurig machte, war eine letzte schwarze Wolke,

welche von dem Gewitter zurückgeblieben und die weiße Stirne des Mondes verdunkelte.

Es war das vorübergezogene Gewitter, dessen Wiederkehr er fürchtete.

Es war für den andern Tag großes Treibjagen im Walde von Compiegne angeordnet und Seine Majestät Karl X., der, wie Jedermann weiß, der größte Jäger vor Gott war, welcher seit Nimrod erschienen, seufzte tief bei dem Gedanken, daß die Jagd unmöglich gemacht oder wenigstens durch das schlechte Wetter beeinträchtigt werden könnte.

„Verteufelte Wolke!“ brummte er vor sich hin; „verfluchter Mond!“ murmelte er dumpf.

Und bei diesem Gedanken faltete sich so traurig seine olympische Stirne, daß die Höflinge sich leise fragten:

„Wissen Sie, was Seiner Majestät ist?“

„Haben Sie keine Ahnung, was Seiner Majestät fehlen mag?“

„Freilich!“ sagte man sich, „Manuel ist todt! Aber dieser für die Opposition schmerzliche Tod ist für die Monarchie kein Unglück, das den König so sehr beschäftigen dürfte!“

„Es ist nur ein Franzose weniger in Frankreich!“ fügte man, das ächte nationale Wort Karl X. bei seinem Einzuge in Paris: „Es ist nur ein Franzose mehr in Frankreich!“ parodirend, hinzu.

„Freilich,“ sagte man sich ferner; „wird morgen Herr Sarranti hingerichtet, der, wie man versichert, weder des Diebstahls, noch des Mordes fähig ist, dessen man ihn anklagt; aber wenn er auch kein Dieb, noch Mörder ist, so ist er, was noch viel

schlimmer, ein Bonapartist und wenn er auf der einen Seite auch nur den halben Tod verdient hat, so hat er sicher auf der andern Seite den dreifachen Tod verdient! Darin läge also kein Grund, die erhabene Stirne Seiner Majestät zu furchen."

In diesem Augenblicke, während eine so tödtliche Unruhe sich unter den Anwesenden zu verbreiten begann, daß sie die Flucht zu ergreifen dachten, stieß der König, der noch immer an eine der Scheiben des Fensters gelehnt war, einen so ausdrucksvollen Freudenschrei aus, daß er wie ein electrischer Funken in die Brust jedes Umstehenden strömte und von Saal zu Saal sich verbreitend, sich bis in die Vorzimmer erstreckte.

„Seine Majestät amüsirt sich," sagte die Menge, deren gepreßter Athem wieder frei wurde.

Und wirklich der König amüsirte sich ganz außerordentlich.

Die schwarze Wolke, welche den Mond verdunkelte, ohne total zu verschwinden, hatte den Platz verlassen, den sie schon so lange einnahm und ging, von zwei Luftströmungen hin und her geworfen, mit der Anmuth eines Federballs zwischen zwei Raketen, von Ost nach West und von West nach Ost.

Das war es, was Seine Majestät so heiter machte; dieses Schauspiel war's, das ihn zu dem freudigen Ausruf veranlaßt hatte, der das Herz der Höflinge beruhigte.

Aber sein Glück — das Glück ist nicht für Sterbliche gemacht — sein Glück war sehr kurz.

Während der Himmel sich aufhellte, verdunkelte sich die Erde.

Man meldete den Polizeipräfecten.

Der Polizeipräfect trat mit noch finsterem Blicke, als der Blick des Königs je gewesen, ein.

Er ging gerade auf den König zu und sagte, sich mit dem Respecte verbeugend, den die doppelte Majestät des Alters und des Ranges verlangten:

„Sire, ich habe die Ehre, Angesichts der Bedenklichkeit der Umstände, vom Könige die Erlaubniß zu erbitten, alle Maßregeln ergreifen zu dürfen, welche die wichtigen Ereignisse fordern, deren Schauplatz die Hauptstadt morgen vielleicht sein wird."

„Wodurch sind die Umstände bedenklich und von welchen Ereignissen wollen Sie sprechen?" fragte der König, der nicht begreifen konnte, daß in diesem Augenblicke auf dem Globus etwas Interessanteres geschehen konnte, als was zwischen dem Monde, der schwarzen Wolke und den beiden Luftströmungen vor sich ging.

„Sire," sagte Herr Delavau, „ich sage Eurer Majestät nichts Neues, wenn ich Ihnen sage, daß Manuel todt ist."

„Ich weiß es allerdings," unterbrach ihn Karl X. ungeduldig; „er war ein Mann von großem Verdienste, wie man mich versichert; aber wie man mich zu gleicher Zeit versichert, war er ein Revolutionär und dieser Tod braucht uns also nicht so ernstlich zu grämen."

„Der Tod Manuels betrübt oder erschreckt mich auch nicht in dieser Richtung."

„In welcher denn? Sprechen Sie, Herr Präfect."

„Der König erinnert sich," fuhr dieser fort, „jener bedauerlichen Scenen, zu denen das Leichenbe-

gängniß des Herrn La Rochefoucauld Liancourt Veranlassung gab, oder vielmehr der Vorwand wurde?"

„Ich erinnere mich," sagte der König. „Es ist noch nicht so lange her, seit jene Dinge geschehen, daß ich sie schon vergessen haben sollte."

„Jene unglücklichen Ereignisse," fuhr der Präfect fort, „haben in der Kammer eine Aufregung hervorgerufen, welche sich einem bedeutenden Theile Ihrer guten Stadt Paris mittheilte."

„Meiner guten Stadt Paris! . . . meiner guten Stadt Paris!" murmelte der König. „Nun, fahren Sie fort."

„Die Kammer. . ."

„Die Kammer ist aufgelöst, Herr Präfect. Sprechen wir nicht weiter von ihr."

„Gut!" sagte der Präfect etwas entmuthigt; „aber gerade, weil sie aufgelöst ist und wir uns nicht mehr auf sie stützen können, erbitte ich mir unmittelbar vom Könige die Erlaubniß, Paris in Belagerungszustand erklären zu dürfen, um den Ereignissen vorzubeugen, welche das Begräbniß Manuels hervorrufen könnte."

Nun schien der König den Worten des Polizeipräfecten eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu schenken und in etwas unruhigem Tone fragte er ihn:

„Die Gefahr ist also so drohend, Herr Präfect?"

„Ja, Sire," antwortete mit fester Stimme Herr Delavau, dessen Muth in gleichem Grade wuchs, in welchem er die Unruhe auf der Stirne des Königs sich steigern sah.

„Erklären Sie sich," sagte Karl X.

Dann sich an die Minister wendend, fuhr er

fort, indem er ihnen das Zeichen gab, ihm zu folgen:

„Kommen Sie, meine Herren."

Er führte sie in eine Fenstervertiefung und sagte dann, als er mit ihnen dort angekommen und den Conseil nahezu vollständig sah, abermals zum Präfecten:

„Erklären Sie sich."

„Sire," begann dieser, „wenn ich nur das Leichenbegängniß Manuels zu fürchten hätte, so würde ich den König nicht mit meinen Besorgnissen belästigen, denn wenn man das Begräbniß auf Mittag ankündigte und die Leiche um sieben oder acht Uhr des Morgens fort bringen ließe, so hätte man leichtes Spiel mit der Gährung des Volks; aber der König möge bedenken, daß wenn es schon schwer ist, eine revolutionäre Bewegung zu unterdrücken, es so zu sagen unmöglich ist, ihrer Herr zu werden, wenn mit dieser ersten Bewegung sich eine zweite verbindet."

„Und von welcher Bewegung sprechen Sie?" fragte der König erstaunt.

„Von einer bonapartistischen Bewegung, Sire," antwortete der Polizeipräfect.

„Phantom!" rief der König, „ein Ammenmährchen, mit dem man Frauen und Kinder schreckt! Der Bonapartismus hat seine Zeit gehabt, er hat mit Herrn von Bonaparte ausgespielt; sprechen wir also davon so wenig, als von den Agitationen der Kammer, die auch ausgespielt hat. Requiescat in pace!"

„Erlauben Sie mir, auf meiner Bitte zu be-

harren, Sire;" sagte der Präfect fest. „Die bonapartistische Partei lebt so gut, daß sie seit einem Monat alle Waffenläden ausgeplündert hat, und die Waffenfabriken von Saint Etienne und Lüttich für ihre Rechnung arbeiten."

„Was sagen Sie mir da?" ... fragte der König erstaunt.

„Die Wahrheit, Sire."

„Sprechen Sie sich deutlicher und umständlicher darüber aus," sagte der König.

„Sire, morgen wird Herr Sarranti hingerichtet."

„Herr Sarranti? ... warten Sie," sagte der König in seinem Gedächtniß suchend, „ich habe auf die Bitte eines Mönches diesem Verurtheilten etwas wie eine Gnade zu Theil werden lassen."

„Auf die Bitte seines Sohnes, der Sie um eine Frist von drei Monaten ersuchte, um nach Rom reisen zu können, von wo er die Beweise der Unschuld seines Vaters bringen wollte, haben Sie ihm einen Aufschub gewährt."

„Ganz richtig."

„Die drei Monate, Sire, gehen heute zu Ende und in Folge der Befehle, die ich erhalten, soll die Hinrichtung morgen stattfinden."

„Jener Mönch schien mir ein würdiger junger Mann," sagte der König nachdenklich, „und war von der Unschuld seines Vaters sehr überzeugt."

„Ja, Sire; aber er hat sie nicht bewiesen, er ist sogar noch nicht mal wiedergekehrt."

„Und morgen ist der letzte von ihm geforderte, von mir gewährte Tag?"

„Morgen, ja, Sire."

„Fahren Sie fort."

„Nun gut, einer der dem Kaiser ergebensten Männer, der, welcher sogar den König von Rom entführen wollte, hat seit acht Tagen mehr als eine Million aufgewendet, um Herrn Sarranti, seinen Waffengefährten und Freund, zu retten."

„Glauben Sie, mein Herr," fragte Karl X., „daß ein Mensch, der wirklich ein Dieb und ein Meuchelmörder wäre, solche Liebe einzuflößen im Stande sein könnte?"

„Sire, er wurde verurtheilt."

„Wohl," sagte Karl X. „Und Sie wissen, über welche Kräfte der General Lebastard de Premont verfügt?"

„Ueber eine beträchtliche Macht, Sire."

„Nun gut, so stellen Sie ihm eine doppelte, dreifache, vierfache entgegen."

„Diese Maßregeln sind getroffen, Sire."

„Was fürchten Sie dann?" fragte der König ungeduldig und den Himmel durch die Fensterscheiben betrachtend.

Die Wolke war gänzlich verschwunden; das Gesicht des Königs klärte sich mit dem Hellwerden des Himmels auf.

„Was ich fürchte, Sire," fuhr der Polizeipräfect fort, „das ist das Zusammentreffen des Leichenbegängnisses von Manuel und der Hinrichtung des Herrn Sarranti; es entsteht dadurch eine Verbindung der Bonapartisten und Jacobiner; das Ansehen ferner, das beide Männer bei beiden Parteien genießen; endlich die verschiedenen beunruhigenden

Symptome, wie die Aufhebung und das Verschwinden eines der geschicktesten und ergebensten Agenten Eurer Majestät."

„Wer wurde aufgehoben?" fragte der König.

„Herr Jackal, Sire."

„Wie?" fragte der König bestürzt, „man hat Herrn Jackal entführt?"

„Ja, Sire."

„Wann?"

„Vor ungefähr drei Stunden, Sire, auf dem Wege von Paris nach Saint Cloud, als er sich nach dem Palais des Königs begab, um mit mir und dem Justizminister über neue Thatsachen zu conferiren, die, wie es scheint, zu seiner Kenntniß gekommen. Ich habe deßhalb die Ehre, Sire," fuhr der Polizeipräfect fort, indem er sein Gespräch wieder aufnahm, „Sie zu bitten, um unberechenbarem Unfuge vorzubeugen, Paris in Belagerungszustand zu erklären."

Der König schüttelte den Kopf, ohne zu antworten.

Als die Minister sahen, daß der König nicht antwortete, schwiegen auch sie.

Der König antwortete aus zweierlei Gründen nicht.

Erstens schien ihm die Maßregel eine sehr ernste.

Dann erinnert man sich des schönen Treibjagens von Compiegne, das schon seit drei Tagen angesagt war und auf das sich der König so sehr freute; es war schwierig mit großem Lärm zu jagen an einem Tage, wo man Paris in Belagerungszustand setzte.

König Karl X. kannte die Oppositionsjournale

und wußte wohl, daß sie nicht schweigen würden, wenn sich eine so gute Gelegenheit zu sprechen böte.

Paris in Belagerungszustand versetzt und der König am selben Tage in Compiegne jagend, das war unmöglich; er mußte auf die Jagd oder den Belagerungszustand verzichten.

„Nun dann, meine Herren," fragte der König, „was denken Ihre Exzellenzen über den Vorschlag des Herrn Polizeipräfecten?"

Man war zum großen Erstaunen des Königs einstimmig für den Belagerungszustand.

Das Ministerium Villèle, das seit fünf Jahren auf den Felsen gekittet war, fühlte an dem dumpfen Zittern der Erde eine fortschreitende Erschütterung und wartete, besser gesagt, suchte nur eine Gelegenheit, um dem Lande eine große Schlacht zu liefern.

Diese äußerste Maßregel schien keineswegs nach dem Geschmacke des Königs.

Er schüttelte zum zweiten Male den Kopf, was bedeuten wollte, daß er durchaus nicht der Ansicht des Rathes sei.

Plötzlich und wie von einem kühnen Gedanken durchzuckt, rief der König:

„Wenn ich Herrn Sarranti begnadigte! so würde ich nicht nur die Chancen des Aufstandes vermindern, sondern ich würde mir auch durch diese Gnade eine gute Zahl Parteigänger zugesellen."

„Sire," sagte Herr v. Peyronnet, „Sterne hatte Recht, wenn er sagte, „im Herzen der Bourbonen sei nicht ein Gran Haß."

„Wer hat das gesagt, mein Herr?" fragte Karl X., sichtlich geschmeichelt durch das Compliment.

„Ein englischer Schriftsteller, Sire.“

„Der noch lebt?“

„Nein, er ist seit sechzig Jahren todt, Sire.“

„Dieser Schriftsteller kannte uns gut, mein Herr, und ich bedaure, daß ich ihn nicht gekannt; aber entfernen wir uns nicht von der Frage. Ich wiederhole, die Geschichte des Herrn Sarranti erscheint mir nicht klar. Ich will nicht, daß man meiner Regierung vorwerfe, sie habe ihre Calas und Lesurques gehabt. Ich wiederhole, ich habe große Lust, Herrn Sarranti zu begnadigen.“

Aber die Exzellenzen schwiegen wie das erste Mal.

„Nun,“ sagte der König.

Man hätte glauben können, die Wachsexzellenzen aus dem Salon von Curtius existirten noch.

„Nun,“ sagte der König leicht gereizt, „Sie antworten nicht, meine Herren?“

Der Justizminister, mochte er nun kühner sein, als seine Collegen, oder die Begnadigung des Verurtheilten ihn persönlicher berühren, machte einen Schritt auf den König zu und sagte sich verbeugend:

„Sire, wenn Eure Majestät mir gestatten, offen meine Meinung zu sagen, so würde ich zu behaupten wagen, daß die Begnadigung des Verurtheilten die traurigste Wirkung auf den Geist der treuen Unterthanen des Königs machen müßte; man erwartet die Hinrichtung des Herrn Sarranti, als wenn er der letzte Sprößling der bonapartistischen Partei wäre und seine Begnadigung statt als ein Act der Humanität angesehen zu werden, würde sicher als eine Schwachheit betrachtet werden. Ich bitte deß-

halb den König, — und ich glaube darin im Sinne aller meiner Collegen zu sprechen, — ich bitte den König, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen."

„Ist das wirklich die Ansicht des Conseils?" fragte der König.

Alle Minister antworteten einstimmig, daß sie die Ansicht des Justizministers theilten.

„So geschehe, wie Sie wollen," sagte der König mit verzweifeltem Ausdrucke.

„Und der König erlaubt mir," sagte der Polizeipräfect, indem er einen Blick mit dem Präsidenten des Conseils austauschte, „der König erlaubt mir, daß ich die Stadt Paris in Belagerungszustand erkläre?"

„Leider! muß ich wohl," antwortete langsam der König, „da es Ihrer Aller Ansicht ist; obgleich offen gesagt, dieser Belagerungszustand mir als eine sehr rigoröse Art der Unterdrückung erscheint."

„Es gibt eine nothwendige Rigorosität, Sire," sagte Herr von Villèle, „und der Geist des Königs ist zu gerecht, um nicht zu begreifen, daß der Augenblick gekommen ist, zu strengen Maßregeln zu greifen."

Der König stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Nun," sagte der Polizeipräfect, „werde ich dem König einen tiefen Wunsch auszusprechen wagen."

„Welcher wäre das?"

„Ich weiß nicht, was die Absichten des Königs für morgen sind?"

„Wahrhaftig!" sagte der König, „ich wollte in Compiegne jagen und hätte ein prächtiges Wetter gehabt."

„Nun gut, ich werde meinen Wunsch in eine

Bitte umwandeln und den König ersuchen, Paris nicht zu verlassen."

„Hm!" machte der König, indem er ein Mitglied des Conseils nach dem andern ansah.

„Das ist auch unser Rath, Sire!" sagten die Minister. „Wir um den König, aber der König in unserer Mitte."

„Nun gut," sagte der König, „sprechen wir nicht weiter davon."

Und mit einem Seufzer, schmerzlicher als die, welche er bisher ausgestoßen, sagte er:

„Man rufe meinen Oberjägermeister."

„Eure Majestät wird den Befehl geben ...?"

„Die Jagd auf ein ander Mal zu verschieben, meine Herren, da Sie es durchaus wollen."

Dann die Augen zum Himmel erhebend, murmelte er:

„O! was für ein schönes Wetter! welch' ein Unglück!"

In diesem Augenblick näherte sich ein Huissier dem König.

„Sire," sagte er, „ein Mönch, der von Eurer Majestät die Ermächtigung zu haben behauptet, bei Tage wie bei Nacht vor Sie zu kommen, steht draußen in dem Vorzimmer."

„Hat er seinen Namen gesagt?"

„Abbé Dominique, Sire."

„Er ist es!" rief der König; „lassen Sie ihn in mein Cabinet kommen."

Dann wandte er sich nach den erstaunten Ministern um und sagte:

„Meine Herren, niemand gehe von hier weg,

bis ich wieder komme; man meldet mir einen Mann, dessen Ankunft vielleicht alles ändern kann."

Die Minister sahen sich erstaunt an; aber der Befehl war so peremptorisch, daß man sich ihm nicht entziehen konnte.

Unterwegs begegnete der König seinem Oberjägermeister.

„Sire, was sagt man mir?" fragte dieser, „die Jagd von morgen kann nicht stattfinden?"

„Das werden wir sogleich wissen," antwortete Karl X., „indessen nehmen Sie keine Befehle, als von mir an."

Und er setzte seinen Weg, halb beruhigt durch die Hoffnung fort, daß diese unerwartete Ankunft vielleicht die furchtbaren Anordnungen für den andern Tag modifiziren könnte.

XCI.

Wo erklärt ist, warum Herr Sarranti sich nicht mehr im Gefängniß der zum Tode Verurtheilten befand.

Als er in sein Cabinet kam, war das Erste, was dem Könige in die Augen fiel, der Mönch, welcher aufrecht, blaß, unbeweglich und starr wie eine Marmorsäule am andern Ende des Zimmers stand.

Da er sich nicht setzen konnte, war die strenge und finstere Gestalt an das Lambris gelehnt, um nicht zu fallen.

Der König blieb plötzlich stehen, als er diese Art von Gespenst sah.

„Ah!" machte Karl X. „Sie sind es, mein Vater?"

„Ja, Sire," antwortete der Priester mit so schwacher Stimme, daß man glauben konnte, sie komme aus dem Munde eines Gespenstes.

„Aber Sie scheinen ja am Sterben zu sein?"

„Am Sterben, allerdings Sire. Ich habe, meinem Gelübde zu Folge, mehr als achthundert Stunden zu Fuß gemacht. In den Engpässen des Mont Cenis wurde ich krank; ich hatte in den pontinischen Sümpfen das Fieber geholt. Ich schwebte einen Tag zwischen Leben und Tod. Da aber die Zeit drängte, der Tag der Hinrichtung meines Vaters immer näher rückte, machte ich mich wieder auf den Weg. Mit der Gefahr, an irgend einer Quelle des Weges zu sterben, habe ich in vierzig Tagen hundert fünfzig Stunden gemacht und bin vor zwei Stunden angekommen."

„Aber warum haben Sie nicht irgend einen Wagen genommen? Und wäre es auch nur aus Mitleid geschehen, man hätte Ihnen den Weg abgekürzt."

„Ich hatte das Gelübde gethan, zu Fuß nach Rom zu gehen und so auch den Rückweg zu machen, Sire; ich mußte vor allem meinem Gelübde genügen."

„Und Sie haben es erfüllt?"

„Ja, Sire."

„Sie sind ein Heiliger."

Ein Lächeln tiefer Trauer flog über die Lippen des Mönches.

„O! geben Sie nicht voreilig mir diesen Titel,"

sagte er. „Ich bin im Gegentheil ein Verbrecher, der Gerechtigkeit für Andere und Gerechtigkeit für sich zu fordern kommt!"

„Ein Wort vor Allem, mein Herr."

„Der König geruhe zu sprechen," sagte der Abbé Dominique, indem er sich verbeugte.

„Sie waren nach Rom gegangen ... in welcher Absicht? können Sie es mir jetzt sagen?"

„Ja, Sire. Ich war nach Rom gegangen, um Seine Heiligkeit zu bitten, das auf meine Lippen gelegte Siegel zu brechen, und mich zu autorisiren, das Geheimniß der Beichte zu offenbaren."

„Auf diese Weise," sagte der König mit einem Seufzer, „bringen Sie, obgleich noch immer von der Unschuld Ihres Vaters überzeugt, keinen Beweis dieser Unschuld bei?"

„Doch, Sire, einen unverwerflichen Beweis."

„So sprechen Sie."

„Kann mir der König fünf Minuten gönnen?"

„So viel Zeit als Sie wollen, mein Herr; Sie interessiren mich lebhaft. Aber setzen Sie sich. Ich zweifle, daß Sie die Kraft haben, stehend zu sprechen."

„Die Kraft, die mir beinahe gebrach, gibt mir die Gnade des Königs wieder. Ich werde stehend sprechen, Sire, wie es einem Unterthanen zukömmt, der mit seinem König spricht, oder vielmehr, ich werde knieend sprechen, wie es einem Verbrecher zukömmt, der mit seinem Richter spricht."

„Halten Sie ein, mein Herr," sagte der König.

„Warum, Sire?"

„Sie wollen mir sagen, was Ihnen zu enthül-

len verboten ist: das Geheimniß der Beichte. Ich will nicht bei einem Meineide betheiligt sein."

„Der König verzeihe mir. So furchtbar auch die kurze Erzählung sein mag, die ich Ew. Majestät zu machen habe, Sie können sie jetzt ohne irgend einen Meineid vernehmen."

„So will ich Sie also anhören, mein Herr."

„Sire, ich stand an einem Todtenbette, als man mich an ein Sterbebette rief. Der Todte bedurfte meiner Gebete nicht mehr, der Sterbende aber bedurfte meiner Absolution; ich ging zu dem Sterbenden . . ."

Der König näherte sich dem Priester, dessen Stimme kaum bis zu ihm drang, und ohne sich zu setzen, stützte er seine Hände auf den Tisch.

Er war offenbar mit dem größten Interesse bei der Sache.

„Der Sterbende begann seine Beichte, aber kaum hatte er zwei Worte gesprochen, als ich ihm in's Wort fiel."

„Sie sind Gerard Tardieu," sagte ich zu ihm, „ich kann kein Wort weiter von dem hören, was Sie mir sagen wollen."

„Und weßhalb?" fragte der Sterbende.

„Weil ich Dominique Sarranti bin, der Sohn dessen, den Sie des Diebstahls und Meuchelmords angeklagt."

„Und ich rückte meinen Fauteuil von seinem Bette weg."

„Aber er hielt mich an meinem Rocke zurück."

„Mein Vater," sagte er, „im Gegentheil, die Vorsehung führt Sie zu mir. Ich hätte Sie am

Ende der Welt aufsuchen lassen, wenn ich gewußt, wo Sie finden, um Ihnen zu sagen, was Sie nun vernehmen sollen ... Mönch, ich vertraue mein Verbrechen Ihrem Busen an. Sohn, ich gebe Ihnen die Unschuld Ihres Vaters zurück. Ich werde sterben; bin ich todt, so sagen Sie, was ich Ihnen erzählen werde ..."

„Und dann, Sire, erzählte er mir eine furchtbare Geschichte: erstens, daß er sich selbst bestohlen, um den Verdacht auf meinen Vater zu werfen, der an jenem Tage, nachdem er gegen Ihren Bruder conspirirt, zu fliehen gezwungen war."

„Dann erzählte er mir das Verbrechen, das wirkliche Verbrechen, Sire ..."

„Aber wie können Sie mir das Alles sagen, mein Herr, da Sie das Alles nur unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses wissen?"

„Lassen Sie mich vollenden, Sire ... Ich sage Ihnen, ich betheure Ihnen, ich schwöre Ihnen, daß ich Ihre Seele in keine Sünde verwickeln will, daß meine Seele allein Gefahr läuft, verloren zu gehen .... oder vielmehr — Herr des Himmels!" fügte der Mönch hinzu, indem er die Blicke zum Himmel erhob, „bereits verloren ist."

„Fahren Sie fort," machte der König.

„Dann erzählte mir Gerard Tardieu, daß er, den Rathschlägen einer Frau nachgebend, mit welcher er lebte, den Entschluß gefaßt habe, seine beiden Neffen bei Seite zu schaffen. Er sei allerdings nicht ohne Zagen, nicht ohne Kämpfe, nicht ohne Gewissensbisse zu diesem Entschlusse gekommen, aber

er kam dazu . . . Die beiden Mitschuldigen theilten sich in das furchtbare Geschäft: er nahm den Knaben auf sich, sie das kleine Mädchen. Ihm gelang es, indem er seinen Neffen in einen Teich warf, und ihn, so oft er auftauchte, auf den Kopf schlug . . ."

„Wissen Sie, daß das furchtbar ist, was Sie mir da sagen!"

„Furchtbar! ja, Sire, ich weiß es!"

„Und daß Sie mir den Beweis von alle dem, was Sie da vorbringen, liefern müssen."

„Ich werde ihn liefern, Sire."

„Die Frau scheiterte," fuhr der Mönch fort; „in dem Augenblicke, als sie das arme Kind erwürgen wollte, brach ein Hund, von dem Geschrei der Kleinen angelockt, die Kette, sprang durch das Fenster und an den Hals der Frau, die er erdrosselte, das kleine Mädchen floh, von Blut übergossen . . ."

„Und es lebt?" fragte der König.

„Ich weiß es nicht; Ihre Polizei hat es verschwinden lassen, um dies Zeugniß zu Gunsten meines Vaters zu vernichten."

„Mein Herr, ich schwöre Ihnen bei der Ehre eines Edelmannes, daß die Gerechtigkeit hier ihr Amt üben soll. Aber den Beweis! den Beweis!"

„Den Beweis," sagte der Mönch, indem er ein Manuscript aus seiner Tasche zog. „Hier ist er."

Und sich vor dem König verbeugend, übergab er ihm die Papierrolle, auf welcher die Worte geschrieben standen:

„Dies ist meine Generalbeichte vor Gott und vor den Menschen, welche, wenn es nöthig, nach meinem Tode veröffentlicht werden kann.

Gerard Tardieu."

„Und seit wann haben Sie dieses Papier?" fragte der König.

„Ich hatte es immer, Sire," antwortete der Mönch; „der Mörder gab es mir, da er sich dem Tode nahe glaubte."

„Und trotzdem, daß Sie dieses Papier besaßen, haben Sie nichts gesagt? Sie haben es nicht dem Gerichte unterbreitet? Sie haben es mir nicht gegeben?"

„Sire, sehen Sie nicht auf dem Papier selbst, daß die Beichte des Verbrechers erst nach seinem Tode veröffentlicht werden durfte?"

„Er ist also todt?"

„Ja, Sire," antwortete der Mönch.

„Seit wann?"

„Seit drei Viertelstunden; so lange als ich brauchte, um von Vanvres nach Saint Cloud zu kommen."

„O! der Elende!" sagte der König, „das hat Gott gnädig gefügt, daß er ihn zur rechten Zeit sterben ließ."

„Ja, ich glaube, daß es eine gnädige Fügung ist, Sire. Aber ich kenne," fuhr der Mönch fort, indem er auf ein Knie sank, „einen noch Elenderen, als den, welcher starb."

„Was wollen Sie sagen?" fragte der König.

„Ich will sagen, daß Herr Gerard keines natürlichen Todes gestorben ist, Sire."

„Er hat sich selbst gemordet?" rief der König.

„Nein, Sire, er wurde ermordet!"

„Ermordet!" rief der König, der mitten in dem Dunkel eine Helle, wie die eines Blitzes gewahrte; „ermordet und von wem?"

Der Mönch zog aus seinem Busen das Messer, mit welchem er Herrn Gerard getödtet und legte es zu den Füßen des Königs nieder.

Das Messer war noch ganz blutig.

Die Hand des Mönchs war blutig.

„O!" machte der König, indem er einen Schritt zurückthat, „der Mörder sind . . ."

Er wagte es nicht zu vollenden.

„Bin ich, Sire," sagte der Mönch, den Kopf beugend; „das war das einzige Mittel, die Ehre und den Kopf meines Vaters zu retten. Das Schaffot ist errichtet, Sire; befehlen Sie, daß ich es besteige!"

Es entstand eine Pause, während welcher der Mönch sein Urtheil gebeugten Hauptes erwartete.

Aber zum großen Erstaunen des Mönches sagte der König, der beim Anblick des blutbespritzten Dolches einen Schritt zurückgetreten war, mit sanftem Tone, ohne jedoch näher zu kommen: „Stehen Sie auf, mein Herr, Ihr Verbrechen ist allerdings ein furchtbares, schreckliches Verbrechen; aber es findet seine Erklärung, wenn auch nicht seine Entschuldigung in Ihrer Kindesliebe; diese hat Ihnen das Messer in die Hand gegeben, und obgleich es Niemand erlaubt sein kann, Richter in eigener Sache

zu sein, so wird das Gesetz doch diesen Umstand in Betracht ziehen, und ich habe nichts zu sagen, nichts zu thun, bis zur Stunde des Gerichts, das über Sie richten wird."

„Aber mein Vater, Sire! mein Vater!" rief der junge Mann.

„Das ist eine andere Sache."

Der König läutete; ein Huissier erschien an der Thüre.

„Benachrichtigen Sie den Herrn Polizeipräfekten und den Herrn Großsiegelbewahrer, daß ich sie hier erwarte."

Und da der Mönch troß der Aufforderung, aufzustehen, am Boden knieen geblieben war, sagte der König zum zweiten Male:

„Erheben Sie sich, mein Herr."

Der Mönch gehorchte; er war jedoch so schwach, daß er sich auf den Tisch stützen mußte, um nicht umzusinken.

„Setzen Sie sich, mein Herr," sagte der König.

„Sire!" stotterte der Mönch.

„Ich sehe wohl, daß Sie einen Befehl brauchen. Ich befehle Ihnen deßhalb, sich zu setzen."

Der Mönch fiel halb erschöpft auf einen Fauteuil.

In diesem Augenblicke erschienen der Polizeipräfekt und der Justizminister an der Thüre, um sich dem König zu Befehl zu stellen.

„Meine Herren," sagte der König beinahe heiter, „ich hatte Recht, als ich Ihnen eben noch sagte, die Ankunft der Person, die man mir meldete, könne den Dingen ein ganz anderes Gesicht geben."

„Was will Eure Majestät sagen?“ fragte der Justizminister.

„Ich will sagen, daß ich großartig Recht hatte, als ich behauptete, es bedürfe des Belagerungszustandes nur im äußersten Nothfalle; wir sind aber nun nicht so weit, Gott sei Dank!“

Dann sich an den Polizeipräfekten wendend, fügte er hinzu:

„Sie haben mir gesagt, daß ohne dies Zusammentreffen von Manuels Leichenbegängniß und Herrn Sarrantis Hinrichtung Sie Herr der Situation zu bleiben sich getrauten.“

„Ja, Sire.“

„Nun gut, Sie' haben kein Zusammentreffen mehr zu fürchten. Von diesem Augenblicke an ist Herr Sarranti frei; ich habe die Beweise seiner Unschuld in Händen.“

„Aber . . .“ sagte der Polizeipräfekt bestürzt.

„Sie werden den Herrn in Ihren Wagen nehmen,“ sagte der König auf Bruder Dominique deutend: „Sie gehen mit ihm nach der Conciergerie, Sie setzen Herrn Sarranti augenblicklich in Freiheit. Ich wiederhole Ihnen, er ist unschuldig und ich will nicht, daß ein Unschuldiger, sobald seine Unschuld bewiesen ist, einen Augenblick länger hinter Schloß und Riegel bleibe.“

„O, Sire, Sire!“ sagte der Mönch, indem er seine Hände dankbar gegen den König ausstreckte.

„Gehen Sie, mein Herr,“ sagte König Karl X., „und verlieren Sie keinen Augenblick.“

Dann wandte er sich an den Mönch und sagte:

„Sie haben acht Tage, um sich von den An-

strengungen Ihrer Reise zu erholen," sagte er zu ihm; „in acht Tagen werden Sie sich als Gefangener stellen."

„Ja, Sire!" rief der Mönch; „soll ich schwören?"

„Ich verlange keinen Schwur von Ihnen, Ihr Wort genügt mir."

Dann wandte er sich an den Präfekten und sagte:

„Gehen Sie, mein Herr, es geschehe, wie ich befohlen."

Der Polizeipräfect verbeugte sich und ging, gefolgt von dem Mönch.

„Wollen Eure Majestät mir die Gnade erzeigen, zu erklären ..." wagte der Justizminister zu sagen.

„Die Erklärung wird kurz sein, mein Herr," sagte der König. „Sehen Sie dies Papier, es enthält den Beweis der Unschuld des Herrn Sarranti. Ich verpflichte Sie, es dem Minister des Innern mitzutheilen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird ihn ein peinliches Gefühl anwandeln, wenn er den Namen des wahren Mörders liest und in diesem Namen den eines Mannes findet, dessen Candidatur er unterstützte. Was den Mönch betrifft, so werden Sie, da Gerechtigkeit sein muß, dafür Sorge tragen, daß seine Sache vor die nächsten Assisen kömmt ... Ah! sehen Sie mein Herr, nehmen Sie das Messer: es ist ein Beweismittel."

Und indem er dem Großsiegelbewahrer die Wahl ließ, sich zurückzuziehen oder ihm zu folgen, kehrte der König heiter in den Saal zurück, wo ihn der Oberjägermeister erwartete.

„Nun, Sire?" fragte dieser.

„Es bleibt bei der Jagd von Morgen, mein lieber Graf," sagte der König, „sorgen Sie, daß sie gut wird!"

„Der König erlaube mir zu sagen," machte der Oberjägermeister, „daß ich seine Majestät nie heitereren Aussehens gefunden."

„Allerdings, mein lieber Graf," antwortete Karl X., „seit einer Viertelstunde fühle ich mich um zwanzig Jahre jünger."

Dann sagte er zu den Ministern, die ihn ganz erstaunt anhörten:

„Meine Herren, nach den Nachrichten, die ich so eben erhalten, steht der Herr Polizeipräfekt für die Ruhe der Stadt Paris."

Und indem er sie mit der Hand grüßte, machte er einen letzten Gang durch die Salons, theilte dem Dauphin mit, daß die Jagd abgehalten werde, sagte ein galantes Wort zur Frau Herzogin von Angouleme, küßte die Frau Herzogin von Berry, gab einen Großvaterklaps dem Herzog von Bordeaux, wie es ein Bürger aus der Rue Saint Denis oder vom Boulevard du Temple gemacht und kehrte zu seinem Schlafzimmer zurück.

Dort ging er an das Barometer, gegenüber von seinem Bette, stieß einen Freudenschrei aus, als er sah, daß es auf „beständig schön" stand, legte sich nieder und schlief mit den tröstlichen Worten ein:

„Ah! Gott sei Dank! wir werden morgen schönes Wetter für die Jagd haben!"

In Folge der Ereignisse, welche wir so eben

erzählt, fand Salvator das Gefängniß des Herrn Sarranti leer.

XCII.

Einen Augenblick Politik.

Unter den Personen, welche eine unglückliche Rolle in dem Drama spielten, das wir an den Augen des Lesers vorüberführten, ist eine, welche sie, wie wir hoffen, nicht ganz vergessen haben werden.

Wir wollen von dem Oberst Rappt, dem Vater und Gatten von Regina de la Mothe Houdan, sprechen.

Es versteht sich von selbst, daß, Dank der Meister Baratteau gemachten Anleihe und dem Ersatz Gibassiers, nichts von der Geschichte mit den Briefen transpirirte.

Dessenungeachtet, damit man die nachfolgenden Scenen besser verstehe, bitten wir unsere Leser um die Erlaubniß, ihnen in einigen Worten wieder zu sagen, was wir vor längerer Zeit ihnen von dem Grafen Rappt gesagt.

Petrus hatte sein physisches Portrait folgendermaßen entworfen:

„Alles ist kalt, unbeweglich wie Marmor an diesem Menschen, und scheint durch einen materiellen Trieb nach der Erde zu streben; seine Augen sind matt, wie unpolirtes Glas; seine Lippen sind dünn und auf einander gepreßt; die Nase ist rund; der

Teint hat eine Aschenfarbe; der Kopf bewegt sich, niemals die Züge. Wenn man eine Glasmaske mit frischer Haut überziehen könnte, die jedoch nicht mehr durch die Zirkulation des Blutes belebt wäre, so könnte dieses Meisterwerk der Natur eine schwache Idee von dem Gesichte dieses Menschen geben."

Regina hatte sein moralisches oder vielmehr unmoralisches Portrait entworfen.

Sie hatte ihm am Abend ihrer Hochzeit, in der furchtbaren Scene, die wir erzählt, gesagt:

„Sie sind zu gleicher Zeit ehrgeizig und verschwenderisch; sie haben große Bedürfnisse und diese großen Bedürfnisse bringen Sie in Versuchung, große Verbrechen zu begehen. Vor diesen Verbrechen würde ein Anderer vielleicht zurückschaudern; Sie nicht! Sie heirathen Ihre Tochter um zweier Millionen willen; Sie werden Ihre Frau verkaufen, um Minister zu werden ..."

Dann hatte sie hinzugefügt:

„Nun, mein Herr, wollen Sie meinen ganzen Gedanken wissen? wollen Sie auf einmal wissen, was im Grunde meines Herzens für Sie ruht? Gut, es ist das Gefühl, das Sie gegen alle Welt hegen, und das ich nie zuvor gekannt: der Haß. Ich hasse Ihren Ehrgeiz; ich hasse Ihren Stolz; ich hasse Ihre Freiheit. Ich hasse Sie von Kopf bis zu Fuß. Denn Sie sind von Kopf bis zu Fuße nichts als eine Lüge!"

Der Graf Rappt hatte also vor seiner Abreise nach St. Petersburg, wohin er, wie man sich erinnert, in außerordentlicher Mission gesandt worden, physisch ein Marmorgesicht, moralisch ein Steinherz.

Wir wollen sehen, ob seine Reise nach dem Pole das eine oder andere verändert, modificirt oder belebt hat.

Es war am Freitag, dem 16. November, das heißt am Tage vor den Wahlen, ungefähr zwei Monate nach den Ereignissen, die wir in den vorhergehenden Kapiteln erzählt.

Am 16. November war im Moniteur die Ordonnanz der Auflösung der Kammer und der Zusammenberufung der Wahlcollegien für den 27. desselben Monats erschienen.

Man gönnte also nur 10 Tage den Wählern, um sich zu versammeln, sich zu berathen und ihre Candidaten zu wählen. Diese beschleunigte Zusammenberufung würde, so dachte wenigstens Herr von Villèle, das sichere Resultat haben, die Wähler der Opposition zu zersplittern, da sie, so überrascht, die Zeit mit Disputiren verlieren würden, während die ministeriellen Wähler als eine geschlossene, vereinigte, disciplinirte und doch passive Masse, wie ein einziger Mann stimmen würden.

Aber ganz Paris witterte seit langer Zeit die Auflösung der Kammer und freute sich darauf, den Traum des Herrn von Villèle nicht zu erfüllen; denn es ist etwas schwierig, das große Paris zu blenden; es hat hundert Augen, wie Argus, und durchdringt die Finsterniß; man mag es zu Boden werfen, wie Antäus, es bekömmt seine Kraft wieder, sobald es die Erde berührt; man mag es wie Enkelados begraben, wenn man es todt glaubt: so oft es sich in seinem Grabe bewegt, erschüttert es die Welt.

Ganz Paris, ohne ein Wort zu sagen — es ist seine Beredtsamkeit, zu schweigen, es ist seine Diplomatie, Stillschweigen, zu beobachten — ganz Paris, ohne ein Wort zu sagen, schweigsam, aufmerksam, mit schamrother Stirne, blutendem und gebrochenem Herzen, ganz Paris, der ganze unterdrückte, zu Boden getretene und scheinbar sclavische Paris, bereitete sich zum Kampfe vor und wählte in der Stille und mit Vorsicht seine Kämpen.

Einer der Candidaten, und es war nicht der, welcher den kleinsten Effekt auf die Bevölkerung machte, einer der Candidaten war der Oberst Graf Rappt.

Man erinnert sich, daß er ostensibler Eigenthümer eines Journals war, das die legitime Monarchie energisch vertheidigte und daß er zu gleicher Zeit Hauptredakteur einer Revue war, welche die Regierung auf's heftigste angriff, und gegen sie zu Gunsten des Herzogs von Orleans conspirirte.

In dem Journal hatte er das Gesetz gegen die Freiheit der Presse kräftig unterstützt, gepriesen und vertheidigt; in der darauffolgenden Nummer der Revue hatte er die Gespräche Royer-Collards wiedergegeben, wo man unter Anderem die beredten und höhnischen Worte las:

„Der Angriff ist nicht nur gegen die Freiheit der Presse, sondern gegen jede natürliche, politische und bürgerliche Freiheit, als wesentlich schädlich und unheilvoll, gerichtet. Nach dem Grundgedanken des Gesetzes war es eine Unklugheit der Schöpfung, daß sie den Menschen frei und geistig in die Welt stellte; daher stammt alles Unglück, aller Irrthum.

Eine höhere Weisheit sucht den Fehler der Vorsehung wieder gut zu machen, ihre unvorsichtige Freiheit wieder zu beschränken, und der weise verstümmelten Menschheit den Dienst zu erzeigen, sie zur glücklichen Unschuld des Thieres zu erheben."

Handelte es sich um die Expropriation, um betrügerische, tyrannische oder Gewaltsmaßregeln, die den Ruin einer nützlichen Unternehmung zum Zweck hatten, so griff die Revue mit aller Energie den Urheber und die Immoralität dieser Maßregeln an, was das Journal seinerseits wieder auf's heftigste vertheidigte.

Mehr als einmal hatte Herr Rappt mit Stolz die Feder niedergelegt, die in dem Einen angegriffen, im Andern vertheidigt hatte, und sich innerlich zu der Geschmeidigkeit des Talentes und Geistes gratulirt, die ihm erlaubten, zwei so verschiedenen Ansichten so ausgezeichnete Gründe zu leihen.

Das war der Oberst Rappt zu allen Zeiten, aber besonders am Tage vor den Wahlen.

Am Tage seiner Ankunft noch hatte er dem Könige über das Resultat seiner Unterhandlungen Bericht erstattet, und der König, enthusiasmirt von dem Eifer und der Geschicklichkeit, mit denen er seine Mission erfüllt, hatte ihm Aussicht auf ein Ministerportefeuille eröffnet.

Graf Rappt war, entzückt von seiner Audienz in den Tuillerien, nach dem Boulevard des Invalides zurückgekehrt.

Er hatte sich sogleich daran gemacht, ein Wahlcirkulär aufzusetzen, das selbst den ältesten und er-

fahrensten Diplomaten in Verlegenheit gesetzt, wenn er es hätte erklären sollen.

Es gab wirklich nichts Vageres, nichts Zweideutigeres, nichts Doppelsinnigeres, als dieses Cirkulär. Der König mußte entzückt, die Congreganisten zufrieden und die Wähler der Opposition angenehm überrascht sein, wenn sie es zu Gesichte bekamen.

Die Leser werden übrigens das Meisterwerk von Amphibologie würdigen, wenn sie den verschiedenen Scenen anwohnen wollen, welche dieser große Komödiant vor einigen seiner Wähler spielte.

Das Theater stellt das Arbeitskabinet des Herrn Rappt vor: in der Mitte steht ein mit grünem Teppich und Papier bedeckter Tisch, vor welchem der Oberst sitzt. Rechts beim Eingang vor dem Fenster ein anderer Tisch, vor welchem der Sekretär des künftigen Deputirten, Herr Bordier, sitzt.

Ein Wort über Herrn Bordier.

Er ist ein Mann von fünfunddreißig Jahren, mager, blaß, mit hohlem Auge, wie Basile: das ist sein Aeußeres.

In moralischer Hinsicht besitzt er die Falschheit, Schlauheit und Bosheit Tartüffes.

Herr Rappt hat lange gesucht, wie Diogenes, nicht um einen Menschen zu finden, sondern diesen Menschen zu finden.

Endlich fand er ihn: es gibt Menschen, welche Glück haben.

Es ist ungefähr drei Uhr Nachmittags in dem Augenblick, da wir den Vorhang vor diesen beiden Personen aufziehen, von denen die Eine dem Leser

wohl bekannt ist: wir ersuchen ihn, der Andern nicht mehr Wichtigkeit beizulegen, als sie verdient.

Mit frühem Morgen empfängt Herr Rappt Wähler um Wähler; im Jahre 1848 suchte sie der Candidat und zwanzig Jahre früher suchten sie den Candidaten.

Die Stirne des Herrn Rappt trieft von Schweiß; er hat das ermüdete Aussehen eines Schauspielers, der seine fünfzehn Tableaux gespielt.

„Sind noch viele Leute im Vorzimmer, Bordier?“ fragte er seinen Secretär muthlos.

„Ich weiß es nicht, Herr Graf, aber man kann nachsehen,“ antwortete dieser.

Und er ging, um die Thüre zu öffnen.

„Es sind mindestens noch zwanzig Personen,“ sagte er, beinahe eben so muthlos, als sein Herr.

„Ich werde die Geduld nicht mehr haben, all diese Nichtigkeiten auzuhören!“ sagte der Oberst, indem er sich die Stirne trocknete; „da möchte man ja ein Narr werden! Ich habe auf Ehre Lust, Niemanden mehr zu empfangen.“

„Nun, Herr Graf,“ sagte der Secretär in kraftlosem Tone: „bedenken Sie doch, daß Wähler darunter sind, die über fünfundzwanzig, dreißig, ja vierzig Stimmen verfügen.“

„Und Sie sind überzeugt, Bordier, daß unter diesen allen keine schleichhändlerischen Wähler sind? Bedenken Sie, daß nicht ein Einziger existirt, der mir seine Stimme verspräche, ohne mir das Pistol auf die Brust zu setzen, oder deutlicher gesprochen, der nicht etwas für sich oder die Seinen verlangte!“

„Ich glaube, daß der Herr Graf nicht erst heute

die Uneigennützigkeit der Menschen in ihrem ganzen Werthe kennen lernt!" sagte Bordier mit einem Ausdruck des Gesichtes, der für Laurent gegenüber von Baptiste oder für Bazin gegenüber von Aramis geeignet gewesen wäre.

„Nun, lassen Sie sehen, Bordier; kennen Sie diese Wähler?" sagte der Graf sich aufraffend.

„Ich kenne sie zum größten Theil, Herr Graf; jedenfalls habe ich Notizen über Alle."

„Gut denn, so wollen wir fortfahren. Läuten Sie Baptiste."

Bordier läutete; ein Diener erschien.

„Wie heißt der Erste, Baptiste?" fragte der Secretär.

„Herr Morin."

„Warten Sie."

Und der Secretär las halblaut die Notizen, die er über Herrn Morin erhalten hatte.

„Herr Morin, Tuchhändler en gros. Er besitzt eine Fabrik in Louviers. Ein sehr einflußreicher Mann, welcher über achtzehn bis zwanzig Stimmen verfügt; schwacher Charakter, der von Roth zu Tricolore und von Tricolore zu Weiß übergegangen; er ist, wenn es sein Interesse gilt, alle Farben des Prismas anzunehmen gemacht. Er hat einen Sohn, mauvais sujet, unwissend, unfähig, der sein ganzes väterliches Erbe vorher aufbraucht. Er schrieb vor einigen Tagen an den Herrn Grafen, um ihn zu bitten, seinen Sohn zu placiren."

„Ist das Alles, Bordier?"

„Ja, Herr Graf."

„Welcher von den beiden Bordiers ist da, Baptiste?"

„Ein junger Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren."

„Das ist der Sohn."

„Er will eine Antwort auf den Brief seines Vaters holen," setzte Bordier hinzu.

„Lassen Sie ihn eintreten," sagte der Graf mild.

Baptiste öffnete die Thüre und meldete Herrn Morin.

Ein junger Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, wie der Bediente gesagt, trat mit offener Miene in das Zimmer des Grafen Rappt, als die letzte Silbe seines Namens noch auf den Lippen dessen lag, der ihn meldete.

„Mein Herr," sagte der junge Mann, ohne abzuwarten, bis Herr von Rappt oder sein Secretär das Wort an ihn richteten, „ich bin der Sohn des Herrn Morin, Tuchhändlers, Wahlmanns und Wählers in Ihrem Bezirk. Mein Vater hat Ihnen kürzlich geschrieben, um Sie zu bitten . . ."

Herr v. Rappt, der nicht vergeßlich erscheinen wollte, unterbrach ihn.

„Allerdings, mein Herr," sagte er, „ich habe einen Brief von Ihrem Herrn Vater erhalten. Er wandte sich an mich, daß ich Ihnen eine Stelle verschaffe. Und er versprach mir, daß, wenn ich das Glück hätte, Ihnen nützlich zu sein, ich auf seine Stimme und auf die seiner Freunde zählen könnte."

„Mein Vater ist der einflußreichste Mann der Quartiers. Er gilt im ganzen Arrondissement als der eifrigste Vertheidiger des Thrones und des Al-

tares . . . ja, obgleich er selten zur Messe geht, seine Geschäfte halten ihn davon ab. Aber Sie wissen, die auswärtigen Kunden, dummes Zeug, nicht wahr? Uebrigens ist er außerdem die eingefleischte Ordnung. Er würde sich für den Mann seiner Wahl umbringen lassen; das heißt, wenn er Sie gewählt, Herr Graf, wird er Ihre Gegner aufs Aeußerste verfolgen."

„Ich bin sehr glücklich, mein Herr, die gute Meinung zu kennen, welche Ihr Herr Vater von mir hat; ich wünsche sie auch zu verdienen; aber kommen wir auf Sie zurück; welche Stelle wünschen Sie, mein Herr?"

„Offen gesagt, Herr Graf," sagte der junge Mann, verlegen mit seiner Reitpeitsche die Wade peitschend, „ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll."

„Was verstehen Sie?"

„Wahrhaftig nicht viel."

„Sie haben Ihre Rechtsschule durchgemacht?"

„Nein, ich verabscheue die Advokaten."

„Sie haben Medizin studirt?"

„Nein, mein Vater verabscheut die Aerzte."

„Sie sind vielleicht Künstler?"

„Als Kind lernte ich das Flageolett spielen und Landschaften zeichnen; aber ich ließ das alles wieder liegen. Mein Vater wird mir dreißig tausend Livres Renten hinterlassen, mein Herr."

„So haben Sie doch wenigstens, wie alle Welt, Ihre Studien gemacht?"

„Etwas weniger, als alle Welt, mein Herr."

„Sie waren im College?"

„Man ist so schlecht behandelt bei diesen Suppenhändlern; meine Gesundheit litt darunter und mein Vater nahm mich zurück."

„Aber was treiben Sie denn gegenwärtig?"

„Ich?"

„Ja, Sie, mein Herr."

„Durchaus nichts... Das ist ja der Grund, weßhalb mein Vater wollte, daß ich etwas anfange."

„So setzen Sie also Ihre Studien fort?" sagte Herr v. Rappt lächelnd.

„Ah!" machte Herr Morin Sohn, indem er sich umdrehte, um nach Herzenslust zu lachen, „das Bonmot ist reizend! ja, ich setze meine Studien fort. Ah, Herr Graf, ich werde Ihr Bonmot heute Abend im Cercle wieder erzählen."

Herr v. Rappt sah den jungen Mann mit dem Ausdruck tiefer Verachtung an und begann, sich die Sache zu überlegen.

Dann sagte er nach einer Pause:

„Sind Sie ein Freund vom Reisen?"

„Das ist meine Leidenschaft."

„So haben Sie also schon gereist?"

„Nie; sonst würde ich wohl einen Eckel am Reisen haben."

„Gut denn, so werde ich Ihnen eine Sendung nach Thibet geben."

„Mit einem Titel?"

„Gewiß! was ist die Stelle ohne Titel?"

„Das dacht' ich auch. Und was werden Sie mit mir anfangen? wir wollen doch sehen!" sagte Herr Morin Sohn mit der Miene eines Menschen,

der seinen Mitunterredner in große Verlegenheit zu bringen glaubt.

„Man wird Sie zum Generalinspector der meteorologischen Beobachtungen von Thibet machen. Sie wissen, daß Thibet das Land der Phänomene ist?"

„Nein. Ich kenne nur die Thibetziegen, von denen man die Caschemirs macht, und ich habe mir nicht mal die Mühe genommen, die anzusehen, welche für den Jardin des Plantes angekommen sind."

„Gut. Sie werden sie in ihrem Vaterlande sehen, was immer interessanter ist."

„Gewiß; schon weil man dort mehr sieht. Aber sollten Sie meinetwegen Jemand von seiner Stelle vertreiben müssen?"

„Beruhigen Sie sich, die Stelle existirt noch gar nicht."

„Aber wenn Sie nicht existirt, mein Herr," rief der junge Mann, der sich mystifizirt glaubte, „wie kann ich sie denn ausfüllen?"

„Man wird sie ausdrücklich für Sie schaffen," sagte der Graf Rappt, indem er aufstand und mit dieser Bewegung Herrn Morin verabschiedete.

Der Graf hatte diese letzten Worte mit solchem Ernste gesprochen, daß der junge Mann von ihrer Wahrheit überzeugt war.

„Mein Herr," sagte er, indem er die Hand auf's Herz legte, „seien Sie von meiner persönlichen Dankbarkeit und der noch wichtigeren Dankbarkeit meines Vaters überzeugt."

„Auf das Vergnügen, Sie wieder zu sehen,

mein Herr," sagte der Graf Rappt, während Bordier läutete.

Der Bediente trat ein, indem er an Herr Morin Sohn vorüber ging, als dieser ausrief:

„Welch' großer Mann!"

„Welcher Dummkopf!" machte Herr v. Rappt; „und solchen Menschen muß ein Mann wie ich den Hof machen. . ."

„Wer ist da, Baptiste?" fragte der Secretär.

„Herr Louis Renaud, Apotheker."

Unsere Leser erinnern sich ohne Zweifel des braven Apothekers vom Foubourg Saint Jacques, der mit so großem Eifer Salvator und Jean Robert beisprang, um Barthelemy Lelong zur Ader zu lassen, als er in der Nacht des Aschermittwochs von einem Schlagflusse bedroht war.

Vor seinem Hofe, wenn man sich erinnert, hatten die beiden jungen Leute die sanften Violoncellaccorde gehört, welche sie zu unserem Freunde Justin geführt, den wir eines Tages an dem Zufluchtsorte, wo er mit Mina verborgen ist, wieder finden werden.

„Wer ist Herr Louis Renaud?" fragte der Graf Rappt, während der Bediente den Apotheker herein führte.

XCIII.

Ein Voltairianer.

Der Secretär nahm das auf Herrn Louis Renaud bezügliche Papier und las:

„Herr Louis Renaud, Apotheker, Faubourg St. Jacques, Besitzer von zwei bis drei Immobilien, und namentlich eines Hauses in der Rue Vanneau, wo er selbst als Hausbesitzer wählt und wo ein Dutzend Wähler wohnen, über deren Stimmen er verfügt; eingefleischter Bourgeois, ehemaliger Girondist, Verwünscher des Namens Napoleon, den er nie anders, als Herr von Buonaparte nennt, unfähig, einem Mitgliede der Kirche in's Gesicht zu sehen, die er unter dem Collectionamen Calotins zusammenfaßt, sparsam, classischer Voltairianer, auf alle Touquetischen Publikationen, Edition Voltaire, abonnirt, und die Tabatiere beständig auf der Charte."

„Was zum Teufel kann dieser Mensch wollen?" machte der Graf Rappt.

„Man konnte es nicht wissen," antwortete Bordier; „aber . . ."

„Stille! da ist er," sagte der Graf.

Der Apotheker erschien.

„Treten Sie ein, treten Sie ein, Herr Renaud," sagte mit freundlichem Tone der künftige Deputirte, der, als er sah, daß der Apotheker voll Bescheidenheit auf der Schwelle stehen blieb, ihm entgegen ging, ihn an der Hand nahm und ihn gewissermaßen zwang, einzutreten.

Indem er ihn näher heranzog, drückte ihm der Graf Rappt lebhaft die Hand.

„Das ist zu viel Ehre, mein Herr," murmelte der Apotheker; „wahrhaftig zu viel Ehre."

„Wie! zu viel Ehre? Die braven Leute, wie Sie, sind eine Seltenheit, Herr Renaud, und es ist

ein Vergnügen, wenn man ihnen begegnet, ihnen die Hand zu drücken. Hat nicht ein großer Dichter schon gesagt:

Die Sterblichen sind alle gleich; nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht hoch und nieder.

Sie kennen den großen Dichter, nicht wahr, Herr Louis Renaud?"

„Allerdings, Herr Graf, es ist der unsterbliche Arouet de Voltaire. Aber daß ich Herrn Arouet de Voltaire kenne und bewundere, das ist kein Wunder; dagegen muß ich erstaunen, daß Sie mich kennen."

„Ob ich Sie kenne, lieber Herr Renaud?" sagte Graf Rappt in demselben Tone, wie Don Juan sagt: „Lieber Herr Sonntag, ob ich Sie kenne, das will ich meinen, von lange her!" „Ich war entzückt, als ich erfuhr, daß Sie die Rue St. Jacques verlassen, um sich uns zu nähern, denn wenn ich mich nicht täusche, so bewohnen Sie jetzt die Rue Vannerau."

„Allerdings, mein Herr," sagte der Apotheker, immer erstaunter.

„Und welcher Umstand verschafft mir das Vergnügen, Sie zu sehen, lieber Herr Renaud?"

„Ich habe Ihr Circulär gelesen, Herr Graf."

Der Graf verbeugte sich.

„Ja, ich habe es gelesen und sogar zweimal gelesen, und die Stelle, wo Sie von Ungerechtigkeiten sprechen, die unter dem Mantel der Religion begangen werden, hat mich bestimmt, trotz meines Widerstrebens, aus meiner Sphäre herauszugehen — denn

ich bin Philosoph, Herr Graf, — und Ihnen einen Besuch zu machen, um Ihnen einige Thatsachen zur Unterstützung Ihrer Behauptungen an die Hand zu geben."

„Sprechen Sie, lieber Herr Renaud, und glauben Sie, daß ich Ihnen unendlich dankbar sein werde für die Mittheilungen, die Sie mir zu machen so gütig sein wollen. Ah! lieber Herr Renaud, wir leben in einer traurigen Zeit!"

„In einer Zeit der Heuchelei und Scheinheiligkeit, mein Herr," antwortete der Apotheker halbleise, „und unter der Herrschaft von Calotins! Sie wissen, was jüngst in Saint-Acheul geschehen?"

„Ja, mein Herr, ja."

„Man sah Beamte, Marschälle mit Kerzen der Prozession folgen."

„Das ist bedauerlich; aber ich glaube, Sie wollten mir nicht von Saint-Acheul sprechen."

„Nein, mein Herr, nein."

„Nun gut, so wollen wir von unsern Privatangelegenheiten sprechen; denn Ihre Sache ist auch die meine, lieber Nachbar. Aber wir wollen uns setzen."

„Nein, durchaus nicht, mein Herr!"

„Wie, durchaus nicht?"

„Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, Herr Graf, aber nicht, daß ich mich vor Ihnen setzen soll; ich weiß zu gut, was ich Ihnen schuldig bin."

„Nun, ich will Sie nicht zwingen. Sagen Sie mir jetzt, was Sie zu mir führt, aber sprechen Sie

offen, wie zu einem Kameraden, wie zu einem Freunde."

„Mein Herr, ich bin Häuserbesitzer und Apotheker und fülle meine Stellung in beider Hinsicht, wie Sie zu wissen scheinen, vollständig aus."

„Ich weiß es, in der That, ich weiß es, mein Herr."

„Ich bin seit dreißig Jahren Apotheker."

„Ja, ich verstehe Sie; Sie haben mit dem Letztern begonnen, und dies führte Sie zum Anderen."

„Man könnte nichts vor Ihnen geheim halten, mein Herr; nun gut, ich wage zu behaupten, daß man seit dreißig Jahren, obgleich wir das Consulat und das Kaiserreich des Herrn von Buonaparte erlebt, ich wage zu behaupten, daß man seit dreißig Jahren, Herr Graf, nichts Aehnliches, wie das, was jetzt geschieht, gesehen hat."

„Was wollen Sie sagen? Sie erschrecken mich, lieber Herr Renaud!"

„Der Handel geht nicht mehr; man verdient kaum so viel, um sein Leben zu fristen, mein Herr!"

„Und woher kommt eine solche Stagnation, namentlich in Ihrem Geschäfte, lieber Herr Renaud?"

„Es ist nicht mein Geschäft, Herr Graf, und daß ich ganz uninteressirt bei der Sache bin, mag Ihnen das beweisen, daß es meines Neffen Geschäft ist; ich habe es ihm seit drei Monaten abgetreten."

„Und zwar zu guten Bedingungen, zu väterlichen Bedingungen."

„Väterlichen, das ist das Wort: denn ich habe

ihm ratenweise Zahlungen eingeräumt. Nun Herr Graf, das Geschäft meines Neffen steht augenblicklich still; wenn ich sage augenblicklich, so ist das mehr eine Hoffnung, als eine Ueberzeugung, Sie können sich denken, daß man aus nichts nichts macht, mein Herr!"

„Zum Teufel!" machte der künftige Deputirte, scheinbar bestürzt. „Wer kann dem Geschäfte Ihres Herrn Neffen Fesseln anlegen? das frage ich Sie, lieber Herr Renaud. Seine oder Ihre etwas zu schroffen politischen Ansichten — vielleicht?"

„Keineswegs, mein Herr, keineswegs; die politischen Ansichten haben nichts damit zu schaffen."

„Ah!" versetzte der Graf mit schlauer Miene, indem er seinen Worten und seinem Accente eine gewisse vulgäre Betonung verlieh, welche freilich nicht in seinem Wesen lag, die er aber annehmen zu müssen glaubte, um sich seinem Clienten etwas zu nähern, „wir haben Apotheker, welche Taugenichtse . . ."

„Ja, Herr Gassicourt zum Beispiel, der Apotheker des sogenannten Kaisers, Herrn von Buonaparte; denn Sie müssen wissen, ich nenne ihn immer Herr von Buonaparte."

„Das war ein Lieblingsausdruck Seiner Majestät Ludwig XVIII."

„Ich wußte das nicht; ein philosophischer König, der, dem wir die Charte verdanken. Aber um wieder auf das Geschäft meines Neffen zurück zu kommen . . ."

„Ich hätte es nicht gewagt, Sie wieder darauf zu bringen, lieber Herr Renaud; aber da Sie selbst

darauf zurückkommen, machen Sie mir ein Vergnügen."

„Nun gut, ich sagte also, man möge Girondist oder Jakobiner, Royalist oder Empirist sein, so nenne ich nämlich die Napoleonisten, mein Herr..."

„Diese Bezeichnung scheint mir sehr treffend."

„Ich sagte also, die Meinungen möchten sein, welcher Art sie wollen, es werde doch immer Brust- und Kopfrheumatismen geben."

„Ja wohl," mein lieber Herr Renaud, „ich begreife auch in der That nicht, was den Verkauf von Medikamenten an enrhumirte Personen hindern könnte."

„Indeß," murmelte der Apotheker, der in tiefes Nachdenken versunken schien, halb beiseit, „indeß habe ich Ihr Circulär gelesen; ich glaube den innersten Sinn verstanden zu haben und deßhalb scheint es mir, daß wir uns auf das erste Wort verstehen sollten."

„Erklären Sie sich gefälligst, lieber Herr Renaud," sagte Graf Rappt, der ungeduldig zu werden begann; „denn, offen gesagt, ich sehe nicht recht ein, welche Bezügniß mein Circulär mit dem Stillstand in dem Geschäfte Ihres Herrn Neffen haben soll."

„Sie sehen das nicht?" fragte der Apotheker erstaunt.

„Wirklich, nein," antwortete der künftige Deputirte ziemlich trocken.

„Haben Sie nicht eine leichte Anspielung auf die von den Calotins begangenen Schändlichkeiten

fallen lassen: Calotins nenne ich nämlich die Geistlichen.

„Verstehen wir uns recht, mein Herr," erwiderte Herr Rappt, der sich nicht zu weit zum Liberalismus hinreißen lassen wollte, indem er erröthete. „Ich habe allerdings von Ungerechtigkeiten gesprochen, welche gewisse Personen unter dem Deckmantel der Religion begingen, allein ich habe mich keines so . . . strengen Ausdrucks bedient, wie der eben von Ihnen gebrauchte."

„Verzeihen Sie mir den Ausdruck, Herr Graf, wie Voltaire sagt:

„Ich nenne Katze eine Katze und Rollet einen Schuft."

Graf Rappt war im Begriffe, dem würdigen Apotheker zu bemerken, daß sein Citat bezüglich des Autors unrichtig sei, wenn auch bezüglich der Worte getreu; aber er überlegte sich, daß es doch nicht der richtige Augenblick wäre, eine literarische Polemik zu eröffnen und schwieg.

„Ich weiß nicht mit den Worten zu spielen," fuhr der Arzt fort: „Ich habe keine bessere Bildung genossen, als so viel ich nöthig hatte, um meine Familie honett zu erziehen, und ich maße mir auch nicht an, wie ein Akademiker zu sprechen; aber ich komme auf Ihr Cirkulär zurück und behaupte noch, daß wir einverstanden sind, wenn ich die Sache richtig verstanden."

Diese nicht ohne eine gewisse Härte ausgesprochenen Worte setzten den Candidaten einen Augenblick in Verlegenheit, und der Ansicht, daß sein

Wähler ihn zu weit treiben könnte, beeilte er sich, ihn durch die heuchlerischen Worte zurückzuhalten:

„Man ist mit ehrenwerthen Leuten immer einverstanden, Herr Louis Renaud."

„Nun gut, da wir einverstanden sind," sagte Louis Renaud, „so kann ich Ihnen erzählen, was vorgeht."

„Sprechen Sie, mein Herr."

„In dem Hause, welches ich bewohnte, als ich es meinem Neffen abtrat, ein Haus, von dem ich reden kann, weil ich der Besitzer bin, wohnte noch vor einigen Tagen ein armer alter Schulmeister; das heißt, ursprünglich war er nicht Schulmeister, sondern Musiker."

„Das hat nichts zu sagen."

„Allerdings, das hat nichts zu sagen! Er hieß Müller und unterrichtete beinahe umsonst etwa zwanzig Kinder, indem er in dieser edeln und beschwerlichen Aufgabe den wirklichen Lehrer ersetzte, welcher Justin hieß und in's Ausland gegangen war, nicht wegen schlechter Geschäfte, sondern Familienangelegenheiten halber. Der würdige Herr Müller nun genoß die Achtung des ganzen Quartiers; aber die schwarzen Männer vom Mont Rouge gingen häufig an der Schule vorüber und sahen nicht ohne Aerger und Neid, daß Kinder von andern Leuten, als ihnen, unterrichtet werden. Eines Morgens kam man, um dem armen interimistischen Schulmeister zu bedeuten, daß er von dem Unterricht abstehen müsse und seit vierzehn Tagen sind es die Brüder Ignoranten, welche die Schule halten; alles

im Interesse der Moral, Sie begreifen, wie das zugeht, nicht wahr?"

„Ich begreife nicht ganz," machte Herr Rappt verlegen.

„Wie, Sie begreifen nicht ganz," sagte Herr Renaud und sich dem Grafen nähernd, indem er mit den Augen zwinkerte, setzte er hinzu:

„Sie kennen doch das neue Lied von Beranger?"

„Ich werde es doch kennen," sagte Rappt; „aber man müßte mir verzeihen, wenn ich es nicht kenne, denn seit zwei und einem halben Monat bin ich außerhalb Frankreichs, am Hofe des Czaren."

„Ah! wenn Voltaire lebte, der große Philosoph würde nicht mehr, wie zu Zeiten Catharina II. sagen:

„Vom Norden kommt uns jetzt das Licht."

„Herr Louis Renaud," machte der Graf ungeduldig, „bitte, kommen wir wieder auf . . ."

„Auf das neue Lied von Beranger; Sie wollen, daß ich es Ihnen singe, Herr Graf? gerne."

Und der Apotheker begann:

„Schwarze Männer, woher kommt Ihr?
Wir kommen aus der Erde . . ."

„Nein," sagte der Graf, „kommen wir wieder auf Ihren Herrn Müller zurück: Sie verlangen für ihn eine Entschädigung, nicht wahr?"

„O! dafür gibt es alle Arten von Rechten," antwortete der Apotheker; „aber ich will Ihnen nicht von ihm allein sprechen: ich verlasse mich auf Sie, daß Sie diese Ungerechtigkeit wieder gut ma-

chen, die Sie wirklich überrascht hat, wie ich sehe; nein, ich wollte Ihnen von dem Geschäfte meines Neffen sprechen."

„Bemerken Sie wohl, mein lieber Herr, daß ich Sie beständig und mit aller Macht darauf hinführen wollte."

„Nun denn, erstens ist das Geschäft meines Neffen gestört, weil die Brüder Ignoranten die Kinder den ganzen Tag singen lassen und die Kunden davon laufen, wenn sie das erzwungene Geschrei hören."

„Ich werde auf Mittel denken, sie zur Mäßigung zu bringen, Herr Renaud."

„Warten Sie einen Augenblick," versetzte der Apotheker; „denn das ist noch nicht Alles; diese Brüder haben ferner Schwestern, das heißt, bei diesen Brüdern sind Schwestern, welche die Medicamente, die sie verfertigen, ächte Droguen, vierzig Prozent unter dem Preis verkaufen, so daß Tage vergehen, wo in der Apotheke nicht für einen Sou verkauft wird, und mein Neffe, der mir noch drei Zahlungen zu machen hat, sich gezwungen sieht, den Laden zu schließen, falls Sie nicht Mittel finden, dem Uebel zu steuern, das ihm die Brüder und Schwestern zufügen."

„Was der Tausend!" rief Herr Rappt mit entrüsteter Miene, denn er sah wohl, daß er mit dem geschwätzigen Apotheker nicht zu Ende kommen würde, wenn er nicht in seiner Weise spräche, „wie! die Schwestern Ignoranten erlauben sich Medicamente zum Schaden eines der ehrenwerthesten Apotheker der Stadt Paris zu verkaufen?"

„Ja, mein Herr!,“ sagte Louis Renaud, lebhaft gerührt durch das große Interesse, welches Graf Rappt an seiner Sache zu nehmen schien, „ja, mein Herr, sie haben diese Kühnheit, diese Pfäffinnen.“

„Es ist unglaublich!“ rief Graf Rappt, indem er den Kopf auf die Brust und seine Hände auf die Kniee sinken ließ. „In was für einer Zeit leben wir, mein Gott! mein Gott!“

Und er fügte, wie voll Zweifel hinzu:

„Und Sie könnten mir den Beweis von dem liefern, was Sie mir da sagten, lieber Herr Renaud?“

„Hier ist er, mein Herr,“ versetzte der Apotheker, indem er ein vierfach zusammengefaltetes Papier aus seiner Tasche zog, „ich habe hier eine von den zwölf bedeutendsten Apothekern des Arrondissement unterschriebene Petition.“

„Das empört mich wirklich,“ erwiderte Herr Rappt. „Geben Sie mir das Aktenstück, lieber Herr Renaud: ich werde Ihnen genaue Rechenschaft ablegen; es soll Ihnen Recht in dieser Sache werden, das schwöre ich Ihnen, oder ich will meinen Namen als ehrlicher Mann verlieren.“

„Ah! man hatte mir's zum Voraus gesagt, daß ich mich auf Sie verlassen könne!“ rief der Apotheker, gerührt durch das Resultat seines Besuches.

„O! wenn ich eine Ungerechtigkeit sehe, bin ich unbarmherzig,“ sagte der Graf, indem er aufstand, und seinen Wähler nach der Thüre begleitete, „Sie sollen in Kurzem von mir hören und werden sehen, wie ich halte, was ich verspreche!“

„Mein Herr," sagte der Apotheker, indem er sich umwandte und wie ein geschickter Schauspieler sein letztes Wort auf die Thüre versparte, „ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Offenheit und Geradheit danken soll; ich fürchtete, als ich kam, nicht, wie ich wünschte, von Ihnen verstanden zu werden."

„Versteht man sich nicht immer, wenn Menschen von Herz zusammenkommen?" beeilte sich Herr Rappt zu sagen, indem er Louis Renaud nach der Thüre drängte.

Der brave Mann ging und Baptist meldete:

„Der Herr Abbé Bouquemont und Herr Xavier Bouquemont, sein Bruder."

„Wer sind diese Herren Bouquemont?" fragte der Graf seinen Berichterstatter Bordier.

Bordier las:

„Abbé Bouquemont, fünfundvierzig Jahre alt; er hat eine Pfarrei in der Umgegend von Paris; ein schlauer Mensch und unerschütterlicher Intrikant. Er redigirt eine beabsichtigte, noch nicht erschienene bretannische Revue, betitelt: l'Hermine. Er hat alles gethan, um Abbé zu werden und jetzt, da er Abbé ist, würde er alles thun, um Bischof zu werden; sein Bruder ist religiöser Maler, das heißt, er macht nur Kirchenbilder; er flieht das Nackte. Er ist heuchlerisch, eitel und neidisch, wie alle Künstler ohne Talent."

„Pest!“ sagte Graf Rappt, „lassen Sie sie nicht warten.“

XCIV.

Ein Trio von Masken.

Baptist führte den Abbé Bouquemont und Herrn Xavier Bouquemont ein.

Graf Rappt, der sich eben gesetzt hatte, erhob sich und begrüßte die Neueintretenden.

„Herr Graf,“ sagte der Abbé mit kreischender Stimme — der Abbé war ein kleiner untersetzter fetter und blatternarbiger Mann von großer Häßlichkeit —; „Herr Graf, ich bin der Besitzer und Hauptredakteur einer bescheidenen Revue, deren Namen, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch nicht die Ehre gehabt hat, bis zu Ihnen zu dringen.“

„Ich bitte um Vergebung, Herr Abbé,“ unterbrach ihn der künftige Deputirte, „ich bin im Gegentheile einer der eifrigsten Leser der Hermine; denn so heißt ja wohl die Revue, welche Sie redigiren, nicht wahr?“

„Ja, Herr Graf,“ sagte der Abbé verlegen, aber stark bezweifelnd, daß Herr Rappt wirklich einer der eifrigsten Leser einer Zeitschrift sei, die noch gar nicht erschienen.

Aber Bordier, der ohne die Miene zu machen, als ob er die Augen öffnete und die Ohren spitzte, alles hörte und sah, Bordier begriff das Mißtrauen des Abbé und sagte, indem er Herrn Rappt eine gelb eingebundene Broschüre bot:

„Hier ist die letzte Nummer.“

Herr Rappt warf einen Blick auf die Broschüre, vergewisserte sich, daß sie aufgeschnitten war, und bot sie dem Herrn Abbé Bouquemont hin.

Dieser aber wies sie mit der Hand ab und sagte:

„Gott behüte mich, an Ihren Worten zu zweifeln, Herr Graf.“

Im Grunde seines Herzens hatte er aber sehr gezweifelt.

„Teufel!“ sagte er bei Seite, „wir müssen auf der Hut sein, wir haben es mit schlauen Leuten zu thun. Wenn der Mann ein Exemplar einer Revue hat, die noch nicht mal ausgegeben ist, muß er schon ein ganz verschlagener Patron sein. Wir wollen uns tüchtig zusammen nehmen!“

„Ihr Name,“ fuhr Herr Rappt fort, „wird, wenn er es noch nicht sein sollte, sicher bald einer der berühmtesten in der „kämpfenden Presse“ sein. In Beziehung auf scharfe Polemik kenne ich wenige Publicisten, die eine solche Höhe zu erklimmen bestimmt sind. Wenn alle Kämpen der guten Sache so tapfer wären, als Sie, Herr Abbé, so müßte mich alles täuschen, wenn wir noch lange zu kämpfen hätten.“

„Wirklich, mit Generalen, wie Sie, Oberst,“ antwortete der Abbé im gleichen Tone, „scheint mir der Sieg leicht; das sagten wir noch diesen Morgen, mein Bruder und ich, als wir die Stelle in Ihrem Circulär lasen, wo Sie daran erinnern, daß alle Mittel gut seien, wenn es gilt, die Feinde der Kirche niederzuwerfen. Bei dieser Gelegenheit er

laube ich mir, Ihnen meinen Bruder vorzustellen, Herr Graf."

Und, indem er seinen Bruder vorführte, setzte er hinzu:

„Herr Xavier Bouquemont."

„Maler von großem Talente," sagte Graf Rappt, mit seinem liebenswürdigsten Lächeln.

„Wie! Sie kennen auch meinen Bruder?" fragte der Abbé erstaunt.

„Ich habe die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, Herr Graf?" sagte Herr Xavier Bouquemont halblaut und in einem widerlichen Fisteltone.

„Ich kenne Sie, wie ganz Paris, mein junger Meister," antwortete Herr Rappt; „dem Rufe nach. Wer kennt die berühmten Maler nicht?"

„Nicht die Berühmtheit ist's, der mein Bruder nachstrebt," sagte der Abbé Bouquemont, indem er die Hände demüthig in einander legte und die Augen zu Boden senkte. „Was ist die Berühmtheit? Das eitle Vergnügen, von denen gekannt zu sein, die Sie nicht kennen. Nein, Herr Graf, mein Bruder hat den Glauben. Nicht wahr, Du hast den Glauben, Xavier? Mein Bruder kennt nur die große Kunst der christlichen Maler des 14. und 15. Jahrhunderts."

„Ich thue alles, was ich kann, Herr Graf," sagte der Maler mit heuchlerischem Tone; „aber ich gestehe, daß ich niemals gehofft, mein armer Ruf würde bis zu Ihnen dringen."

„Hören Sie ihn nicht an, Herr Graf," beeilte sich der Abbé hinzuzufügen; „er ist von einer empörenden Schüchternheit und Bescheidenheit, und wenn

ich ihm nicht immer auf den Fersen wäre, um ihn anzuspornen, er würde keinen Schritt vorwärts kommen. Glauben Sie wohl, zum Beispiel, daß er sich energisch weigerte, Ihnen mit mir einen Besuch abzustatten, unter dem Vorwande, Sie um einen kleinen Dienst zu bitten."

„Wirklich, mein Herr?" sagte Graf Rappt, erstaunt über die unverschämte Frechheit des Geistlichen.

„Nicht wahr, Xavier; nun, sei offen, Xavier; nicht wahr, Du weigertest Dich, zu kommen?"

„Allerdings," antwortete der Maler, den Blick zu Boden gesenkt.

„Ich wiederholte ihm umsonst, daß Sie einer der ausgezeichnetsten Offiziere der jetzigen Zeit, einer der größten Staatsmänner Europas, einer der einsichtsvollsten Beschützer der Künste in Frankreich seien; seine verwünschte Schüchternheit, seine trostlose Empfindlichkeit wollten nichts davon wissen, und ich wiederhole Ihnen, ich war beinahe gezwungen, Gewalt zu brauchen, um ihn hierher zu bringen."

„Leider, meine Herren," sagte Graf Rappt, entschlossen, die Heuchelei mit ihnen bis aufs Aeußerste zu treiben, „habe ich nicht die Ehre, Künstler zu sein und das ist ein tiefer Kummer für mich. Was ist der kriegerische Ruhm, was ist das politische Ansehen neben der unsterblichen Krone, welche Gott um die Stirne Raphaels und Michel Angelos schlingt? Aber wenn ich auch diesen Ruhm nicht habe, so habe ich wenigstens das Glück, in naher Beziehung zu den berühmtesten Künstlern Europas zu stehen. Einige von ihnen sogar, und das ist eine

Ehre, auf die ich stolz bin, haben die Güte, einige Freundschaft für mich zu hegen und ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, Herr Xavier, daß ich glücklich sein würde, wenn ich Sie unter diese zählen dürfte."

„Nun, Xavier," machte der Abbé mit gerührtem Tone, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, wie um eine Thräne zu trocknen, „nun, Xavier, was sagte ich Dir? Habe ich die Verdienste dieses unvergleichlichen Mannes übertrieben?"

„Mein Herr!" sagte Graf Rappt, als käme er über ein solches Lob in Verlegenheit.

„Unvergleichlich! ich habe mich nicht versprochen und ich erkläre, daß ich nicht wüßte, wie ich Ihnen danken sollte, wenn Sie für Xavier den Auftrag von sechs Fresken erwirkten, mit denen wir die Wände unserer armen Kirche schmücken wollen."

„Ach! mein Bruder, Du gehst zu weit! Du weißt wohl, daß ich bei der Krankheit unserer armen Mutter ein Gelübde gethan, diese Fresken zu malen und daß Du sie, ob sie bezahlt werden oder nicht, sicher bekömmst."

„Gewiß; aber dieses Gelübde geht über Deine Kräfte, Unglücklicher! und Du wirst Hungers sterben, wenn Du es erfüllst; denn ich, Herr Graf, habe nichts, als meine Pfarrei, deren Einkommen meinen armen Beichtkindern gehört; und Du, Xavier, hast nichts als Deinen Pinsel."

„Du täuschest Dich, mein Bruder, ich habe den Glauben," sagte der Maler, den Blick zum Himmel erhebend.

„Sie hören ihn, Herr Graf, Sie hören ihn. Ich frage Sie, ist das nicht trostlos?"

„Meine Herren," sagte Graf Rappt, indem er sich erhob, um den beiden Brüdern anzuzeigen, daß die Audienz geschlossen sei, „in acht Tagen werden Sie die Ausfertigung des offiziellen Auftrags der sechs Fresken erhalten."

„Nachdem wir Sie hundert Mal, tausend Mal, Millionen Mal unseres vollsten Dankes und des thätigsten Antheils versichert, den wir morgen an der großen Schlacht nehmen," sagte der Abbé, „werden Sie uns erlauben, uns ihre ergebensten Diener zu nennen und uns zu empfehlen."

Mit diesen Worten wollte sich Abbé Bouquemont, nachdem er sich vor dem Grafen tief verbeugt, wirklich zurückziehen, als sein Bruder Xavier ihn mit einem gewissen Ungestüm festhielt, und zu ihm sagte:

„Noch einen Augenblick, mein Bruder, ich habe meinerseits auch einige Worte an den Herrn Grafen zu richten. Erlauben Sie, Herr Graf?"

„Sprechen Sie, mein Herr," sagte der Graf, ohne einen gewissen Unwillen verbergen zu können.

Die beiden Brüder waren sicher zu scharfsichtig, um diese Bewegung nicht zu bemerken; sie thaten jedoch, als wenn sie diese Pantomime nicht verständen, und der Maler begann nun in unerschrockenem Tone:

„Mein Bruder Sulpice," — dabei deutete er auf den Abbé, — „hat Ihnen so eben von meiner Schüchternheit und Bescheidenheit gesprochen; und erlauben Sie mir nun auch, Herr Graf, Ihnen von

seiner Uneigennützigkeit, seiner unheilbaren Uneigennützigkeit zu sprechen. So wissen Sie denn vor Allem: ich habe, obgleich ich Sie um alles nicht stören wollte, nur in der bestimmten Absicht eingewilligt, ihm hier zu folgen, um ihm zu helfen und Ihr Interesse für ihn in Anspruch zu nehmen. O! wenn es sich nur um mich gehandelt, glauben Sie mir, Herr Graf, ich hätte niemals eingewilligt, Ihre Ruhe zu stören. Ich für mich brauche nichts, ich habe den Glauben! und wenn ich etwas brauchte, wüßte ich zu warten. Habe ich mir nicht überdies jeden Augenblick gesagt, daß wir in einem Zeitalter und in einem Lande leben, wo die, welche man die großen Meister nennt, kaum werth sind, die Pinsel Beato Angelicos und Fra Bartolomeos zu reinigen? und weßhalb das, Herr Graf? Weil die Künstler unserer Zeit keinen Glauben haben. Ich, ich habe den Glauben; das ist schuld, daß ich nichts brauche, daß ich Niemanden brauche und daß ich demzufolge Niemanden zu bitten brauche, wenigstens nicht für mich. Aber wenn ich meinen Bruder sehe, meinen armen Bruder, mein Herr, den Heiligen, der vor Ihnen steht; wenn ich ihn den Armen die zwölfhundert Franken seiner Pfarre geben und nicht so viel zurück behalten sehe, als er für den Wein braucht, mit dem er Morgens communizirt, sehen Sie, Herr Graf, dann schnürt sich mein Herz zusammen, meine Zunge entfesselt sich und ich fürchte nicht mehr aufdringlich zu sein, denn ich bitte nicht für mich, sondern für meinen Bruder."

„Xavier, mein Freund!" machte der Abbé heuchlerisch.

„O, ich habe gesprochen. Sie wissen jetzt, Herr

Graf, was Sie zu thun haben. Ich schreibe Ihnen nichts vor, ich auferlege Ihnen nichts; ich überlasse alles Ihrem edeln Herzen. Ach! wir gehören nicht zu den Leuten, welche zu einem Candidaten kommen und sagen: „Wir sind Besitzer und Redakteure eines Journals; Sie brauchen die Unterstützung unseres Blattes, bezahlen Sie. Wir wollen den Preis des Dienstes voraus bestimmen und wir werden Ihnen diesen Dienst erweisen.“ Nein, Herr Graf, nein, Gott sei Dank! wir gehören nicht zu diesen Leuten.“

„Kann es solche Menschen geben, mein Bruder?“ fragte der Abbé.

„Leider, ja, Herr Abbé, sie existiren,“ sagte Graf Rappt. „Aber wie Ihr Bruder sagt, Sie gehören nicht zu diesen Leuten. Ich werde mich mit Ihrer Angelegenheit beschäftigen, Herr Abbé. Ich werde den Cultminister sprechen und wir wollen suchen, Ihre armseligen Einkünfte wenigstens auf das Doppelte zu erhöhen.“

„Mein Gott, Sie wissen, Herr Graf,“ sagte der Abbé, „wenn man mal am Bitten ist, muß man auch etwas bitten, was der Mühe lohnt. Der Minister, welcher Ihnen nichts abschlagen kann, weil Sie als Deputirter ihn in der Hand haben, wird Ihnen eben so gut eine Pfarrei von sechstausend Franken bewilligen, als eine von drei. Es ist nicht für mich, mein Gott, denn ich lebe von Wasser und Brod; aber meine Armen oder vielmehr die Armen des lieben Gottes!“ fügte der Abbé, mit dem Blick zum Himmel, hinzu: „die Armen werden Sie segnen, und werden, durch mich belehrt, woher die Wohlthat kommt, für Sie beten.“

„Ich befehle mich Ihren Bitten wie denen Ihres würdigen Pfarrers," sagte Graf Rappt, indem er sich zum zweiten Male erhob. „Sehen Sie sich an, als wenn Sie die Pfarrei schon hätten."

Die beiden Brüder machten dasselbe Manöver, das sie schon einmal gemacht.

Sie gingen, gefolgt von dem Candidaten, der es für seine Pflicht hielt, sie zu begleiten, nach der Thüre, als der Abbé sich plötzlich umwandte und sagte:

„Apropos, Herr Graf, ich vergaß..."

„Was, Herr Abbé?"

„Es ist kürzlich in meiner Pfarrei Saint-Mandé," antwortete der Abbé in einem Tone voll Zerknirschung, „einer der ehrenwerthesten Männer der Christenheit Frankreichs, ein Mann von unerschöpflicher Wohlthätigkeit, die sich nie verleugnete, und von aufgeklärter Frömmigkeit gestorben; der Namen dieser heiligen Person ist gewiß bis zu Ihnen gedrungen."

„Wie heißt er?" fragte der Graf, der vergeblich suchte, wo hinaus der Abbé wollte und welch' einen Tribut er ihm aufzuerlegen gedachte.

„Es war der Stiftsamtmann Gourdon de Saint-Herem."

„O! ja, Sulpice! Du hast Recht," unterbrach ihn Xavier. „Ja, der Mann war ein ächter Christ!"

„Ich wäre unwürdig zu leben," sagte Herr Rappt, „wenn ich den Namen dieses frommen Mannes nicht kennte."

„Nun gut," sagte der Abbé, „der arme würdige Mann ist gestorben, indem er eine unwürdige Fa-

milie enterbte und all' sein Besitzthum, bewegliches wie unbewegliches, der Kirche vermachte."

„Ach! warum erinnerst Du mich an diese schmerzlichen Dinge?" sagte Xavier, indem er sein Taschentuch an die Augen hielt.

„Weil die Kirche keine undankbare Erbin ist, mein Bruder."

Und zu Herrn Rappt sich umwendend, nachdem er seinem Bruder diese Lection der Dankbarkeit gegeben, sagte er:

„Herr Graf, er hat sechs Bände ungedruckter religiöser Briefe hinterlassen, ächte Belehrungen für einen Christen, eine zweite Ausgabe der „Nachfolge Christi". Wir werden diese sechs Bände hinter einander erscheinen lassen; Sie sollen ein Fragment in der nächsten Nummer der Revue sehen. Ich glaubte, mein theurer Bruder in Gott, Ihren Wünschen zuvorzukommen, indem ich Sie bei diesem schönen und guten Werke betheiligte, und habe Sie zu diesem Ende auf die Subscriptionsliste mit vierzig Exemplaren gesetzt."

„Daran haben Sie Recht gethan, Herr Abbé," sagte der künftige Deputirte, indem er sich vor Wuth die Lippen blutig biß, zum Scheine aber beständig lächelte.

„Ich war dessen gewiß!" sagte Sulpice, indem er wieder nach der Thüre ging.

Xavier aber blieb wie an den Boden genagelt, stehen.

„Nun, was willst Du denn?" fragte ihn Sulpice.

„Ich möchte Dich fragen, was Du machst?" antwortete Xavier.

„Nun, ich gehe; ich verlasse den Herrn Grafen; es scheint mir, wir nehmen schon zu lange seine Zeit in Anspruch.“

„Und Du gehst, vergissest sogar die Sache, wegen der wir gekommen sind; ja, ja, man beschäftigt sich mit Kleinigkeiten und vergißt darüber die Hauptsache.“

„Sage vielmehr, Sulpice, daß Du in Deiner beklagenswerthen Schüchternheit nicht wagtest, dem Herrn Grafen mit einer neuen Bitte beschwerlich zu fallen.“

„Gut denn, ja,“ sagte der Abbé, „ja, ich gestehe; das ist's.“

„Er wird sich niemals ändern, Herr Graf, und wenn Sie ihm nicht mit einem Korkzieher die Worte aus dem Munde ziehen, wird er nicht sprechen.“

„Sprechen Sie, lassen Sie hören,“ sagte Herr Rappt. „Da wir mal dabei sind, lieber Abbé, wollen wir's auch ganz abmachen.“

„Sie sind es, der mich dazu ermuthigt, Herr Graf,“ sagte der Abbé in schmeichelndem Tone, indem er übermenschliche Anstrengungen zu machen schien, um seine Schüchternheit zu überwinden. „Nun denn, es handelt sich um eine Schule, die wir, ich und einige Brüder, mit tausend Mühen und Sorgen in der Vorstadt Saint Jacques gegründet haben; wir wollen mit den größten Opfer, die wir uns auferlegen, das sehr theure Haus kaufen und es dann vom Erdgeschoß bis zum dritten Stock besetzen; aber ein Apotheker wohnt im Erdgeschoß und einem Theil des Entresol. Es befindet sich ein Laboratorium dort, aus welchem Dünste aufsteigen,

die für die Gesundheit der Kinder unzuträglich sind. Wir möchten nun ein anständiges Mittel finden, um diesen unbequemen Gast so rasch als möglich aus dem Hause zu bringen, denn, wie man sieht, es liegt Gefahr im Verzuge."

„Ich bin über diese Sache genau unterrichtet, Herr Abbé," unterbrach ihn der Graf; „ich habe den Apotheker gesprochen."

„Sie haben ihn gesprochen?" rief der Abbé. „Ich habe es Dir doch gesagt, Xavier, daß er es war, welcher wegging, als wir eintraten."

„Ich sagte, er sei es nicht, weil ich mir nicht denken konnte, daß er die Kühnheit haben werde, sich bei dem Herrn Grafen einzufinden."

„Er hatte die Kühnheit," antwortete der künftige Deputirte.

„Allerdings," sagte der Abbé, „wenn Du ihn nur ansahst, mußtest Du erkennen, was das für ein Mensch ist."

„Ich bin ein ziemlich guter Physiognom, meine Herren, und ich glaube es erkannt zu haben."

„In diesem Falle werden Sie seine großen Nasenflügel bemerkt haben?"

„Er hat allerdings eine enorme Nase."

„Das ist das Zeugniß der schlimmsten Leidenschaften."

„So sagt Lavater."

„Man erkennt daran den gefährlichen Menschen."

„Ich glaube."

„Wenn man ihn nur sieht, weiß man schon, daß er sich zu den gefährlichsten politischen Ansichten bekennt."

„Er ist allerdings ein Voltairianer."

„Das heißt so viel als Atheist."

„Er war Girondist."

„Das heißt er war Königsmörder."

„Er haßt die Geistlichen."

„Und wer die Priester haßt, liebt auch Gott nicht, und wer Gott nicht liebt, liebt den König nicht, weil der König von Gottes Gnaden regiert."

„Er ist also entschieden ein schlechter Mensch."

„Ein schlechter Mensch, das heißt so viel, als ein Revolutionär!" sagte der Abbé.

„Ein Blutsauger," sagte der Maler, „der nur an den Umsturz der menschlichen Ordnung denkt."

„Ich war davon überzeugt," sagte Herr Rappt; „er hat ein zu ruhiges Aussehen, um nicht ein gewaltthätiger Mensch zu sein... Ich bin Ihnen für diese Charakteristik zu großem Danke verpflichtet, meine Herren."

„Keineswegs, Herr Graf," sagte Xavier, „wir haben nur unsere Pflicht gethan."

„Die Pflicht jedes guten Bürgers," fügte Sulpice hinzu.

„Wenn Sie, meine Herren, mir schriftliche und unzweifelhafte Beweise der Bösartigkeit dieses Menschen geben können, so wäre es vielleicht möglich, ihn verschwinden zu machen, sich seiner auf die eine oder andere Weise zu entledigen; können Sie mir diese Beweise geben?"

„Nichts leichter," sagte der Abbé, mit einem vipernartigen Lächeln; „wir haben glücklicher Weise alle Beweise in Händen."

„Alle!" versicherte der Maler.

Der Abbé zog aus seiner Tasche, gerade wie es der Apotheker gemacht, ein vierfach gefaltetes Papier und sagte, indem er es Herrn Rappt darbot:

„Sehen Sie hier eine von zwölf der bedeutendsten Aerzte des Quartiers unterzeichnete Petition, welche beweist, daß die von diesem Giftmischer verkauften Medicamente nicht mit der in solchen Dingen nöthigen Vorsicht präparirt sind; so daß einige von diesen Droguen unzweifelhaft den Tod herbeigeführt haben."

„Tod und Teufel, das ist ja furchtbar!" sagte Herr Rappt, „geben Sie mir diese Petition, meine Herren und glauben Sie mir, daß ich guten Gebrauch von derselben machen werde."

„Das Geringste, was man für einen solchen Menschen reclamiren kann, Herr Graf, da es nicht möglich ist, ihn in ein Gefängniß von Rochefort oder Brest zu bringen, ist wenigstens eine Zelle in Bicetre."

„O! Herr Abbé, welch großes Beispiel christlicher Liebe sind Sie!" sagte der Graf, „Sie wollen die Reue, nicht den Tod des Sünders."

„Herr Graf," sagte der Abbé, sich verbeugend, „ich arbeite seit langer Zeit mit Hilfe von Nachforschungen, die ich mit großer Mühe anstellte, an Ihrer Biographie. Ich wartete nur noch eine Unterredung ab, wie die, welche wir eben hatten, um sie erscheinen zu lassen. Ich werde sie in der nächsten Nummer der Hermine ankündigen. Ich habe noch einen weitern Zug zu Ihrer Charakteristik, die Liebe zur Humanität, hinzuzufügen."

„Herr Graf," fügte Xavier hinzu, „ich werde

diesen Besuch nie vergessen und wenn ich den Gerechten male, bitte ich um die Erlaubniß, mich der Züge Ihres edlen Gesichtes erinnern zu dürfen."

Während dieser Unterredung hatte der Oberst, in seiner Eigenschaft als großer General, ein Titel, den ihm der Abbé gegeben, wie ein geschickter Strategiker gehandelt, und die beiden Brüder bis an die Thüre gedrängt.

Sei es nun, daß er das Manöver verstanden, oder nichts mehr zu sagen hatte, der Abbé entschloß sich, die Hand auf den Knopf zu legen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, nicht durch den Druck des Abbé, sondern durch einen Druck von Außen, und die alte Marquise von la Tournelle, welche unsere Leser nicht vergessen haben, wie ich hoffe, und die durch mehr als ein verwandschaftliches Band mit dem Grafen Rappt verbunden war, stürzte athemlos in das Zimmer.

„Gott sei Dank!" murmelte Rappt, indem er sich endlich aus den Klauen der beiden Brüder befreit glaubte.

XCV.

Wo offen gesagt ist, was an der Aufregung der Frau von la Tournelle schuldig war.

„Zu Hilfe! ich sterbe!" rief die Marquise mit schwacher Stimme, indem sie mit geschlossenen Augen in die Arme des Abbé Bouquemont sank.

„Mein Gott! Frau Marquise," machte dieser, „was ist geschehen?"

„Wie! Sie kennen die Frau Marquise?“ sagte Graf Rappt, der näher getreten war, um Frau von la Tournelle zu unterstützen und zurücktrat, als er sie in den Armen eines Freundes sah.

Nichts in der Welt konnte ihm mehr Schrecken verursachen, als zu sehen, daß Frau von la Tournelle die Freundin eines so giftigen Menschen, wie der Abbé sei.

Er kannte die Leichtfertigkeit der Marquise und bisweilen in der Nacht fuhr er von Schweiß bedeckt auf, wenn er daran dachte, daß seine Geheimnisse in den Händen einer Frau seien, die ihn von ganzem Herzen liebte, die ihn jedoch wie der Bär des Lafontaine, eines Tages zermalmen konnte, indem sie ihm, um eine Mücke zu verscheuchen, eines seiner Geheimnisse an den Kopf warf.

Wenn die Marquise die Freundin der beiden Brüder war, so kannte er die Marquise zu gut, um zu wissen, daß sie, statt eine Stütze für ihn zu sein, eine Stütze für die Männer der Kirche sein werde.

Er wurde deßhalb immer bestürzter, als Abbé Bouquemont auf die Worte: „Wie, Sie kennen die Marquise?“ die ihm beinahe unwillkürlich entschlüpft waren, die Frage des Grafen bezüglich des Herrn von Saint Herem parodirend, antwortete:

„Ich wäre nicht würdig, zu leben, wenn ich nicht eine der frömmsten Personen von Paris kennte!“

Der Graf sah, daß er in Bezug auf diese Bekanntschaft einen Entschluß fassen müsse, und auf die Marquise zutretend, die aus Gewohnheit in ihrem

sechzigsten Jahre eine jener Ohnmachten erkünstelte, die ihr im zwanzigsten so gut standen, fragte er sie:

„Was haben Sie, Madame? lassen Sie uns nicht länger in Unruhe, ich bitte Sie."

„Ich werde sterben," antwortete die Marquise, ohne die Augen zu öffnen.

Das hieß zu gleicher Zeit antworten und nicht antworten.

Graf Rappt, welcher sah, daß die Sache keineswegs so beunruhigend sei, als er anfangs gefürchtet, begnügte sich, zu seinem Secretär zu sagen:

„Man muß ärztliche Hilfe herbeirufen, Bordier."

„Unnütz," antwortete die Marquise, indem sie die Augen öffnete, und mit Schrecken um sich sah.

Sie gewahrte den Abbé.

„Ah! Sie sind es, Herr Abbé," sagte die alte Betschwester im zärtlichsten Tone.

Dieser Ton machte den Grafen schauern.

„Ja, Frau Marquise, ich bin es," antwortete der Abbé heiter; „und ich habe die Ehre, Ihnen meinen Bruder, Herrn Xavier Bouquemont, vorzustellen."

„Einen Maler von großem Verdienste," sagte die Marquise mit dem anmuthigsten Lächeln, „den ich unserem künftigen Deputirten von ganzem Herzen empfehle."

„Unnöthig, Madame," antwortete Herr Rappt, „diese Herren empfehlen sich durch sich selbst."

Die beiden Brüder senkten die Blicke und verbeugten sich bescheiden und mit einer so vollkommen gleichen Bewegung, daß man hätte glauben sollen, sie geben dem gleichen Drucke nach.

„Was ist Ihnen denn geschehen, Marquise?"

fragte Herr Rappt halblaut, als wollte er den beiden Fremden bedeuten, daß längeres Verweilen unbescheiden sein würde.

Der Abbé begriff die Absicht und machte eine Miene, als wollte er sich zurückziehen.

„Mein Bruder," sagte er, „ich bemerke, daß wir die Zeit des Herrn Grafen ungebührlich in Anspruch nehmen."

Aber die Marquise hielt ihn an seinem Rockflügel zurück.

„Keineswegs, Herr Abbé," sagte sie; „die Ursache meines Schmerzes ist für Niemanden ein Geheimniß. Da Sie dem, was mir begegnet, überdies nicht ganz fremd sind, so bin ich entzückt, Sie hier zu finden."

Die Stirne des künftigen Abgeordneten verdüsterte sich und die Stirne des Abbé leuchtete vor Freude.

„Was wollen Sie sagen, Frau Marquise?" rief er. „Wie ich, der ich mein Leben für Sie gäbe, sollte den Kummer haben, Ihrem Schmerze nicht ganz fremd zu sein?"

„O! Herr Abbé," sagte die Marquise mit einem verzweifelten Tone: „Sie kennen doch Croupette?"

„Croupette!" rief der Abbé in einem Tone, der offenbar sagen wollte: „Wer ist das?"

Der Graf, welcher wußte, wer Croupette war, und die Ursache dieses großen Schmerzes der Marquise ahnte, sank in einen Fauteuil, indem er einen Seufzer der Muthlosigkeit ausstieß, wie ein Mann, der des Krieges müde, seinen Feinden die Stellung überläßt.

„Ja, Croupette," versetzte die Marquise in wehmüthigem Tone. „Sie kennen sie ganz gewiß; Sie haben mich zwanzig Male mit ihr gesehen."

„Wo das, Frau Marquise?" versetzte der Abbé.

„Nun, auf Ihrer Pfarrei, Herr Abbé, bei der Brüderschaft, in Montrouge. Ich habe sie, oder vielmehr ich hatte sie immer bei mir. O! großer Gott, das arme Thier, es hätte schön geheult, wenn ich es allein zu Hause gelassen."

„Ah! nun weiß ich," rief der Abbé, der durch den Ausruf: das arme Thier! auf die Spur gebracht war. „Nun weiß ich!"

Und sich wie ein Verzweifelter auf die Stirne schlagend, rief er:

„Es handelt sich um Ihre reizende kleine Hündin! ein allerliebstes, kleines Thier, anmuthig und klug! Ihm wäre ein Unglück begegnet, Frau Marquise, dieser lieben, kleinen Croupette."

„Ein Unglück! allerdings ist ihm ein Unglück begegnet," rief die Marquise schluchzend; „es ist todt, Herr Abbé!"

„Todt!" riefen die beiden Brüder im Chor.

„Das Opfer eines schändlichen Verbrechens, eines abscheulichen hinterlistigen Streiches."

„O Himmel!" rief Xavier.

„Und wer ist der Urheber dieser verwünschten Missethat?" fragte der Abbé.

„Wer? Sie fragen?" machte die Marquise.

„Ja, wir fragen," sagte Xavier.

„Nun denn," sagte die Marquise, „es ist unser gemeinschaftlicher Feind, der Feind der Regierung,

der Feind des Königs, der Apotheker des Faubourg Saint Jacques!"

„Ich war davon überzeugt!" rief der Abbé.

„Ich hätte darauf schwören mögen," sagte der Maler.

„Aber wie ist das gekommen, mein Gott?"

„Ich war zu unsern guten Schwestern gegangen," machte die Marquise: „als ich an dem Apotheker vorüber komme, bleibt die arme Croupette, die ich an der Leine führe, stehen — ich glaube das arme Thier müsse einen Augenblick stehen bleiben. — Ich bleibe auch stehen. . . Plötzlich stößt es einen Angstschrei aus, sieht mich schmerzlich an und fällt todt auf das Pflaster."

„Furchtbar!" rief der Abbé, indem er den Blick zur Decke erhob."

„Schrecklich!" sagte der Maler, sich das Gesicht bedeckend.

Während dieser Erzählung hatte der Graf seine Ungeduld an einem Packet Federn ausgelassen, deren Posen er sammt und sonders ausgeschnitten.

Die Frau Marquise von la Tournelle bemerkte plötzlich, welch' geringes Interesse er an der Erzählung dieser rührenden Catastrophe nahm und wie ungeduldig ihn die Anwesenheit der beiden Brüder machte.

Sie stand auf.

„Meine Herren," sagte sie mit kalter Würde, „ich bin Ihnen um so dankbarer für die Beweise von Theilnahme, welche Sie der unglücklichen Croupette geben, als diese lebhaft contrastiren mit der tiefen Gleichgültigkeit meines Herrn Neffen, der nur

mit seinen ehrgeizigen Planen beschäftigt, keine Zeit hat, Angelegenheiten des Herzens die geringste Aufmerksamkeit zu schenken."

Die beiden Brüder sahen den Grafen Rappt entrüstet an.

„Kröte und Viper!" murmelte dieser.

Dann sich an die Marquise wendend, sagte er zu ihr:

„Keineswegs, Madame, und Beweis vom Gegentheil, daß ich nämlich den lebhaftesten Antheil an Ihrem Kummer nahm, mag Ihnen das sein, daß ich mich zu Ihrer Disposition stelle, um den Urheber des Vergehens zu verfolgen."

„Haben wir es Ihnen nicht gesagt, Herr Graf," machte der Abbé, „daß dieser Mensch ein Elender sei, der jedes Verbrechens fähig ist?"

„Ein großer Missethäter!" machte Xavier.

„Sie haben es mir allerdings gesagt, meine Herren," versetzte der Deputirte, indem er aufstand und die beiden Brüder grüßte, als wollte er sagen: „Da wir uns nunmehr verstehen, da wir jetzt derselben Ansicht sind, da keine Meinungsverschiedenheit uns fortan trennt, so gehen Sie nach Hause und lassen Sie mich in Ruhe."

Die beiden Brüder verstanden die Bewegung und namentlich den Blick.

„Leben Sie wohl denn, Herr Graf," sagte der Abbé Bouquemont mit etwas kaltem Ausdruck. „Ich bedaure, daß Sie uns nicht noch einige Augenblicke widmen konnten; wir hatten Ihnen noch einige wichtige Fragen vorzulegen."

„Von höchster Wichtigkeit," fügte Xavier bei.

„Es ist nur aufgeschoben," sagte der künftige Deputirte, „und ich schmeichle mir, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie wieder zu sehen."

„Es ist unser glühendster Wunsch," machte der Maler.

„Auf baldiges Wiedersehen also," machte der Abbé.

Und sich vor dem Grafen verbeugend, ging der Abbé zuerst weg; sein Bruder, nachdem er seinem ältern Bruder in allem nachgeahmt, folgte ihm.

Graf Rappt schloß die Thüre hinter ihnen und blieb einige Zeit, die Hand auf die Klinke stützend, stehen, um sich zu versichern, daß sie nicht zurückkehrten.

Dann wandte er sich an seinen Secretär und sagte mit einer Stimme, die nur so viel Kraft übrig behalten zu haben schien, um diesen letzten Befehl zu geben:

„Bordier, Sie kennen doch diese beiden Menschen?"

„Ja, Herr Graf," machte Bordier.

„Gut denn, Bordier, ich jage Sie fort, wenn diese noch einmal den Fuß in mein Cabinet setzen."

„Welche Wuth gegen Männer Gottes, mein lieber Rappt!" sagte die Marquise in frömmelndem Tone.

„Männer Gottes, sie?" rief der künftige Deputirte vor Zorn roth werdend. „Helfershelfer des Satan, Abgesandte des Teufels! wollten Sie sagen."

„Sie täuschen sich, mein Herr, und zwar ganz und gar, das schwöre ich Ihnen," sagte die Marquise.

„Ah! das ist wahr, ich vergaß, daß es Ihre Freunde sind.“

„Und ich habe für die Frömmigkeit des Einen die tiefste Bewunderung und für das Talent des Andern die herzlichste Sympathie.“

„Wohl, ich mache Ihnen mein aufrichtigstes Compliment, Marquise,“ sagte der Graf, indem er sich die Stirne trocknete: „Ihre Sympathie und Ihre Bewunderung sind gut angebracht. Ich habe eine große Anzahl von Schuften kennen gelernt, seit ich im öffentlichen Amte bin; aber zum ersten Male in meiner ganzen Carrière habe ich Intrikanten von diesem Kaliber getroffen. O! die Kirche wählt ihre Leviten gut. Es setzt mich nicht in Erstaunen, daß sie so unpopulär ist.“

„Mein Herr,“ rief die Marquise heftig erzürnt, „Sie blasphemiren.“

„Sie haben Recht; wir wollen nicht mehr von ihnen sprechen; lassen Sie uns zu etwas Anderem kommen.“

Dann wandte er sich an seinen Secretär und sagte, indem er wieder auf den Weg zu kommen suchte, den er eben verloren hatte:

„Bordier, ich habe mit meiner lieben Tante eine Sache von höchster Wichtigkeit zu besprechen. Es ist mir deßhalb unmöglich, weitere Besuche zu empfangen. Gehen Sie in das Vorzimmer, und schicken Sie mit Ausnahme von zwei bis drei Personen, deren Auswahl ich Ihrem Scharfblick überlasse, die Uebrigen weg. Auf Ehre, ich bin ganz gebrochen von Anstrengung.“

Der Secretär ging und Graf Rappt blieb mit der Marquise von la Tournelle allein.

„O, wie abscheulich die Menschen sind," murmelte die Marquise dumpf vor sich hin, indem sie halb ohnmächtig in einen Fauteuil zurücksank.

Herr Rappt hatte gute Lust, es ebenso zu machen; aber der Wunsch, jene wichtige Unterredung mit seiner Tante zu haben, von welcher er Bordier gesprochen, hielt ihn zurück.

„Liebe Marquise," sagte er, indem er auf sie zuging und leicht mit der Hand ihre Schulter berührte, „ich wäre bereit, namentlich in diesem Augenblicke, ganz auf Ihre Interessen einzugehen; aber Sie wissen, daß es nicht der rechte Augenblick ist, uns in allgemeine Betrachtungen zu verlieren; die Wahlen finden übermorgen statt."

„Das ist der Grund," versetzte die Marquise, „weßhalb ich es unklug finde, daß Sie sich zwei Menschen zu Feinden machen, die bei der clericalen Partei solchen Einfluß haben, wie der Abbé Bouquemont und sein Bruder."

„Wie! zwei Feinde?" rief der Graf; „zwei Feinde aus diesen beiden Schuften."

„O! Sie können darauf zählen. Ich habe gesehen, welcher Haß aus ihren Blicken sprühte, als diese beiden würdigen jungen Männer Abschied nahmen."

„Diese beiden würdigen jungen Männer! ... Wahrhaftig, Sie machen mich fluchen, meine Tante ... Feinde! ... Ich sollte mir Feinde aus diesen beiden Schurken gemacht haben? ... Ein Blick des Hasses! ... Sie hätten mir einen Blick des Hasses

zugeworfen, als sie mich verließen... Aber, wann haben sie mich verlassen, Frau Marquise; wissen Sie, daß sie seit mehr als einer Stunde hier waren? Wissen Sie, daß sie diese Stunde damit zugebracht, abwechselnd mir zu schmeicheln und mir zu drohen? Wissen Sie, daß ich dem Einen eine Pfarrei mit fünf bis sechstausend Franken, dem Andern die Ausmalung einer Kirche versprochen; und nun, nachdem ich ihre Habgier gesättigt, soll ich ihren Haß erndten müssen? O! meiner Treue, so wenig reizbar ich bin, das Herz hat sich mir zuletzt vor Widerwillen umgedreht, und wenn sie nicht selbst gegangen wären, ich glaube, Gott verzeihe mir, ich hätte sie vor die Thüre gesetzt."

„Und Sie hätten sehr großes Unrecht gehabt; Abbé Bouquemont ist der Vertraute des Monseigneur Coletti, der mir bereits sehr schlecht auf Sie zu sprechen scheint."

„Ah! da sind wir bei dem rechten Thema, es ist Zeit. Was sagen Sie mir da, Monseigneur Coletti sollte schlecht auf mich zu sprechen sein?"

„Sehr schlecht."

„Sie haben ihn also gesprochen?"

„Haben Sie mich nicht darum gebeten?"

„Gewiß, denn dieser Besuch ist ja gerade die wichtige Sache, von der ich mit Ihnen sprechen wollte."

„Es muß Ihnen Jemand bei dem Monseigneur geschadet haben, mein lieber Graf."

„Nur keine Umschweife, Marquise; erklären wir uns. Sie lieben mich von ganzem Herzen, nicht wahr?"

„Mein lieber Rappt, können Sie daran zweifeln?"

„Ich zweifle nicht daran. Deßhalb spreche ich auch offen mit Ihnen. Ich muß berühmt werden. Ich will es sein. Es ist für mich das to be or not to be; meine ganze Zukunft beruht darauf. Der Ehrgeiz wird mir das Glück ersetzen. Aber dieser Ehrgeiz muß befriedigt werden. Ich muß Deputirter werden, um Minister zu sein; ich will Minister sein; ich muß Minister sein. Nun denn, Monseigneur Coletti hatte versprochen, daß er durch die Herzogin von Angoulême, deren Beichtvater er ist, den König zu dieser Ernennung bringen werde. Hat er gethan, was er versprochen?"

„Nein," sagte die Marquise.

„Er hat es nicht gethan?" rief der Graf erstaunt.

„Und," sagte die Marquise, „ich glaube sogar, daß er gar nicht geneigt ist, es zu thun."

„Wie — wahrhaftig, der Kopf möchte mir zerspringen! — er weigert sich, mich zu unterstützen?"

„Durchaus."

„Er hat es Ihnen gesagt?"

„Ja."

„So! er hat also vergessen, wer ihn zum Bischof gemacht, und daß Sie es sind, durch die er in das Haus der Frau Herzogin von Angoulême kam?"

„Er erinnert sich alles dessen, aber all' das, sagt er, werde ihn nicht gegen sein Gewissen handeln lassen."

„Sein Gewissen! sein Gewissen!" murmelte der Graf Rappt. „Bei welchem Wucherer hatte er es denn versetzt und welcher meiner Feinde hatte ihm das Geld geliehen, um es auszulösen?"

„Mein lieber Graf! mein lieber Graf!“ rief die Marquise sich bekreuzend, „ich kenne Sie nicht wieder; die Leidenschaft hat Sie ganz wirr gemacht!“

„Das ist ja um sich den Kopf gegen die Wand zu rennen. Wieder Einer, den ich erkauft glaubte, und der seinen Preis machen will, ehe er sich verkauft! Meine liebe Marquise, setzen Sie sich in Ihren Wagen . . . Sie sehen heute Welt bei sich, nicht wahr?“

„Ja.“

„Nun, so gehen Sie zu Monseigneur Coletti, laden Sie ihn ein.“

„Sie denken doch nicht, es ist ja zu spät.“

„Sie sagen, Sie hätten ihn in eigener Person einladen wollen.“

„Ich komme eben von ihm und habe ihm nicht ein Wort davon gesagt.“

„Wie, Sie wissen, wie wenig Zeit ich habe und vermochten ihn nicht, mit Ihnen zu kommen?“

„Er hat sich geweigert, indem er sagte, daß, wenn Sie glaubten, etwas mit ihm zu thun zu haben, es an Ihnen sei, zu ihm zu kommen und nicht an ihm, zu Ihnen zu kommen.“

„Ich werde ihn morgen besuchen.“

„Es wird zu spät sein.“

„Wie das?“

„Die Journale werden erschienen sein und was man gegen Sie zu sagen hat, wird gedruckt sein.“

„Was kann er gegen mich zu sagen haben?“

„Wer weiß?“

„Wie! Wer weiß? Erklären Sie sich.“

„Monseigneur Coletti ist, wie Sie wissen, im

Begriff die Prinzessin Rina zum Katholizismus zu bekehren."

„Sie hat noch nicht convertirt?"

„Nein; aber ihre Gesundheit wird täglich schwächer; er ist überdieß der Beichtvater Ihrer Frau."

„O! Regina hat nichts gegen mich sagen können."

„Wer weiß! in der Beichte..."

„Madame!" machte der Graf entrüstet, „für die schlechtesten Sünder ist die Beichte heilig."

„Nun, was weiß ich! aber wenn ich Ihnen einen Rath geben soll..."

„Nun?"

„So steigen Sie in Ihren Wagen und machen Sie Frieden mit ihm."

„Aber ich habe noch einige Wähler zu empfangen."

„Verschieben Sie sie auf morgen."

„Ich werde ihre Stimme verlieren."

„Besser drei Stimmen verlieren, als tausend."

„Sie haben Recht. — Baptiste!" rief Herr Rappt, indem er sich an die Glocke hing. „Baptiste!"

Baptiste erschien.

„Meinen Wagen," sagte der Graf, „und schicken Sie mir Bordier."

Einen Augenblick später trat der Secretär in das Cabinet.

„Bordier," sagte der Graf, „ich gehe über die Hintertreppe weg; schicken Sie alles fort."

Und nachdem er lebhaft die Hand der Marquise geküßt, stürzte Herr Rappt aus seinem Cabinet, jedoch nicht so lebhaft, daß er nicht Frau von la Tournelle zu seinem Secretär hätte sagen hören:

„Und jetzt, Bordier, wollen wir den Tod Croupettes zu rächen suchen, nicht wahr?"

XCVI.

Wo gezeigt ist, daß zwei Auguren sich nicht ansehen können, ohne zu lachen.

Graf Rappt kam rasch nach der Rue St. Guillaume, wo das Hôtel lag, das Monseigneur Coletti inne hatte.

Monseigneur bewohnte einen Pavillon zwischen Hof und Garten. Es gab nichts Reizenderes als diese Wohnung; es war das ächte Nest für einen Poeten, Liebenden oder Abbé, offen da liegend für die Mittagssonne und hermetisch verschlossen für die grausamen Nordwinde.

Das Innere dieses Pavillons verrieth auf den ersten Blick die raffinirte Sinnlichkeit der heiligen Person, die ihn bewohnte. Eine laue, balsamische, wollüstige Luft umfing den Eintretenden, und ein Mensch, den man mit verbundenen Augen dahin gebracht, hätte, wenn er nur den Duft der Athmosphäre eingeathmet, sich in einem jener geheimnißvollen berauschenden Boudoirs glauben müssen, wo die Beaus des Directoriums ihre Hohenlieder sangen und ihren Weihrauch verbrannten.

Ein Diener, halb Huissier, halb Geistlicher, führte den Grafen Rappt in einen kleinen, halb erleuchteten oder vielmehr halb dunkeln Salon, durch den man in das Empfangszimmer kam.

„Seine Eminenz ist in diesem Augenblicke sehr

beschäftigt," sagte der Diener, „und ich weiß nicht, ob Sie empfangen werden; aber wenn Sie mir Ihren Namen sagen wollen . . ."

„Melden Sie den Grafen Rappt," antwortete der künftige Deputirte.

Der Diener verbeugte sich tief und trat in den Salon.

Er kehrte einige Augenblicke später zurück und sagte:

„Seine Eminenz werden den Herrn Grafen empfangen."

Der Oberst wartete nicht lange. Nach Verfluß von fünf Minuten sah er aus dem Salon, begleitet von Monseigneur Coletti, zwei Personen treten, deren Gesicht er anfangs wegen der Dunkelheit, die in dem Zimmer herrschte, nicht unterscheiden konnte, die er aber bald erkannte, als er sie sich mit einer Servilität, von der nur die Brüder Bouquemont sein konnten, vor ihm verbeugen sah.

Es war wirklich Sulpice und Xavier Bouquemont.

Herr Rappt grüßte sie so höflich er nur konnte und trat, gefolgt von dem Bischof, der durchaus nicht vorangehen wollte, in den Salon.

„Ich war nicht auf die Ehre und das Vergnügen gefaßt, Sie heute zu sehen, Herr Graf," sagte Seine Eminenz, indem er den Grafen Rappt auf eine Causeuse sitzen ließ und sich dann gleichfalls setzte.

„Und weßhalb, Monseigneur?" fragte dieser.

„Weil ein Staatsmann, wie Sie," antwortete Monseigneur Coletti mit demüthiger Miene, „am

Tage vor der Wahl anderes zu thun haben muß, als einen armen Einsiedler wie mich zu besuchen."

„Monseigneur," sagte der Graf lebhaft, da er sah, daß ihn diese heuchlerische Comödie zu weit führen könnte, „die Frau Marquise Tournelle hatte die Freundlichkeit mir mitzutheilen, daß ich, was mich sehr überraschte und bekümmerte, allen Credit bei Ihnen verloren."

„Die Frau Marquise von la Tournelle ging vielleicht etwas zu weit, als sie sagte: allen Credit," warf der Abbé ein.

„Sie wollen damit sagen, Monseigneur, daß wenig fehlt."

„Ich gestehe, Herr Graf," antwortete der Abbé, die Stirne mit einem schmerzlichen Ausdrucke runzelnd und die Augen zum Himmel erhebend, als wenn er auf den Sünder, der vor ihm saß, die ganze göttliche Barmherzigkeit herabrufen wollte, „ich gestehe, daß in dem Augenblicke, wo Seine Majestät mich um meine offene Meinung über Ihre Wiedererwählung und Ihren Eintritt in's Ministerium befragte, ich gestehe . . . daß ich, ohne alles zu sagen, was ich dachte, mich gezwungen fühlte, den König zu bitten, sich die Sache zu überlegen und nicht einen Entschluß zu fassen, ehe ich zuvor mit Ihnen gesprochen."

„Ich bin auch nur zu dem einen Zwecke hier, Monseigneur," sagte der künftige Deputirte ziemlich trocken.

„Nun gut . . . so lassen Sie uns plaudern, Herr Graf."

„Was haben Sie mir vorzuwerfen, Monseig-

neur?" fragte Herr Rappt; „wohlverstanden persönlich."

„Ich!" rief der Bischof mit unschuldiger Miene; „ich sollte Ihnen persönlich etwas vorzuwerfen haben? Sie machen mich in der That verlegen; denn so bald es sich nur um mich handelt, Herr Graf, so habe ich nur zu loben! Ich habe es dem Könige gesagt, ich gestehe es laut; ich sage es jedermann, der es hören will, ich bin Ihr dankbarster Diener."

„Um was handelt es sich aber denn? Da Sie, wie Sie sagen, nur zu loben haben, woher kommt denn der Mißcredit, in welchem ich bei Ihnen stehe?"

„Das läßt sich Ihnen sehr schwer sagen," machte der Bischof, indem er mit verlegener Miene den Kopf schüttelte.

„Ich kann Ihnen vielleicht helfen, Monseigneur."

„Das ist mein sehnlichster Wunsch, Herr Graf; Sie ahnen auch vielleicht, wie mich dünkt, um was es sich handelt?"

„Keineswegs; ich versichere Sie," versetzte Herr Rappt; „aber indem wir beide suchen, werden wir vielleicht auf das Richtige kommen."

„Ich bin ganz Ohr."

„Es sind in Ihnen zwei Menschen, Monseigneur: der Geistliche und der Staatsmann," sagte der Graf, indem er den Bischof fest ansah; „welchen von beiden habe ich beleidigt?"

„Keinen von beiden," antwortete der Bischof, indem er sich stellte, als zögerte er.

„Ich bitte um Vergebung, Monseigneur," fuhr Graf Rappt fort; „wir wollen offen sprechen, sagen

Sie mir, welchem von beiden ich eine Rechtfertigung und Sühne schuldig bin."

„Hören Sie mich an, Herr Graf," sagte der Bischof; „ich werde wirklich offen mit Ihnen reden; und um damit zu beginnen, erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, welche Bewunderung ich für Ihr schönes Talent habe. Kein Mann schien mir bis jetzt würdiger, als Sie, sich zu den höchsten Würden des Staates emporzuschwingen; unglücklicher Weise hat ein Flecken den Glanz, mit dem ich Sie bis jetzt so gerne umgab, verdunkelt."

„Erklären Sie sich, Monseigneur. Ich wünsche nichts mehr, als zu beichten."

„Nun gut," sagte langsam und kalt der Bischof, „ich nehme Sie beim Wort; ich will Sie beichten lassen. Der Zufall hat mich zum Mitwisser eines Vergehens gemacht, das Sie begangen; gestehen Sie, als ständen Sie vor dem Bußgericht; und müßte ich selbst meine Kniee brauchen, um für Sie zu bitten, ich würde Tag und Nacht die göttliche Gnade anrufen, bis ich Verzeihung für Sie erlangt."

„Heuchler!" dachte Graf Rappt, „Heuchler und Dummkopf! Wie kannst Du glauben, daß ich so einfältig sein werde, mich im Netze fangen zu lassen? Im Gegentheil, ich werde Dich beichten lassen... Monseigneur," fuhr er laut fort, „wenn ich Sie recht verstanden, so sind Sie durch Zufall (und er legte absichtlich Nachdruck auf dieses Wort) durch Zufall zur Kenntniß eines Vergehens gekommen, das ich begangen. Bringen Sie mich ein wenig auf die Spur! Ist es eine lösliche Sünde...

oder ... eine Todsünde? Darauf beruht die ganze Frage?"

„Prüfen Sie sich, Herr Graf, fragen Sie sich," sagte der Bischof mit einer Miene voll Zerknirschung, „erforschen Sie Ihr Gewissen, haben Sie etwas Schweres ... sehr Schweres sich vorzuwerfen? Sie wissen, daß ich für Ihre Familie und für Sie insbesondere eine wahrhaft väterliche Zuneigung fühle; ich werde alle Nachsicht walten lassen. Sprechen Sie deßhalb mit Vertrauen; Sie haben keinen ergebeneren Freund, als mich."

„So hören Sie denn, Monseigneur," versetzte Graf Rappt, indem er den Bischof streng ansah: „wir kennen beide die Menschen, wir kennen, um uns nicht zu täuschen, der Eine wie der Andere, der Eine so gut, wie der Andere, die menschlichen Leidenschaften. Wir wissen, daß Wenige in unser Alter kommen, mit unsern Ansprüchen auf das Leben und mit unserem Ehrgeize, ohne, wenn sie hinter sich blicken, Schwachheiten zu entdecken!"

„Gewiß!" unterbrach ihn der Bischof, indem er die Augen senkte, denn er konnte den festen Blick des Deputirten nicht aushalten, „die menschliche Natur ist unvollkommen; gewiß, wir haben hinter uns, in unserem Gefolge, auf unsern Fersen einen ganzen Cortege von Verwirrungen und Schwächen... Aber," versetzte er, indem er den Kopf erhob, „es sind Schwächen, die, wenn wir sie sich ausbreiten ließen, ernstlich gefährlich werden könnten! Wenn es ein derartiges Vergehen ist, so müssen Sie gestehen, Herr Graf, daß wir unserer zwei nicht zu viel wä-

ren, um die Gefahren zu beschwören, die daraus hervorgehen könnten. Fragen Sie sich deßhalb."

Der Graf betrachtete den Bischof mit einem Blick voll Haß. Er hatte Lust ihn mit Schmähungen zu überhäufen; er dachte jedoch, daß es kluger gehandelt sein würde, wenn er, nach seinem Beispiel, den Jesuiten spielte; und er antwortete mit zerknirschtem Ausdruck:

„Ach! Monseigneur, erinnert man sich alles dessen genau, was man Böses oder Gutes in dieser Welt thun konnte? Ein Fehler, der uns leicht und von geringer Bedeutung erscheinen kann, weil wir wissen, daß der Erfolg die Mittel rechtfertigt, kann ein ungeheurer Fehler, ein furchtbares Verbrechen in den Augen der Gesellschaft werden. Die menschliche Natur ist so unvollkommen, wie Sie selbst so eben sagten; unser Ehrgeiz ist so groß! unsere Absichten sind so weitsichtig! unser Leben ist so kurz! wir sind so sehr daran gewöhnt, um zu unserem Ziele zu gelangen, jeden Tag unvermutheten Dornen auszuweichen, durch neue Uebel uns zu schlagen, daß wir leicht das Elend des vorhergehenden Tages vergessen gegenüber den Mißhelligkeiten des Augenblicks. Und dann, wer von uns trüge nicht in der Tiefe seines Herzens sein gefährliches Geheimniß, seine Reue, seine Befürchtungen? wer könnte, wenn er in unser Alter gekommen, mit gutem Gewissen sagen: „Ich ging bis heute auf dem geraden Wege, ohne einen Tropfen meines Blutes an den Dornen des Weges zu lassen! Ich habe meine Aufgabe glänzend vollendet, ohne diesen oder jenen Fehler, dieses oder jenes Verbrechen sogar

auf mir lasten zu wissen!" Ein solcher möge sich vor mir zeigen, wenn er den geringsten Ehrgeiz im Herzen hat, und vor einem solchen will ich mich demüthig beugen, zu einem solchen will ich, mir auf die Brust schlagend, sagen: „Ich bin unwürdig, Dein Bruder zu sein." Das Herz des Mannes gleicht den großen Flüssen, die den Himmel an der Oberfläche widerstrahlen, und den Schmutz ihres Bettes den Blicken verbergen. Verlangen Sie deßhalb nicht die Beichte dieses oder jenes Geheimnisses von mir, Monseigneur! Ich habe mehr Geheimnisse, als Jahre! Sagen Sie mir vielmehr, welches von jenen Geheimnissen Sie erfahren haben und wir werden beide das Mittel suchen, wie diese Sünde vergeben werden kann."

„Ich wünsche nichts mehr, als Ihnen angenehm zu sein, Herr Graf," sagte der Bischof; „indessen, wenn Ihr Geheimniß mir anvertraut wurde und zwar unter dem Gelöbniß, es zu bewahren, wie, wollen Sie dann, daß ich meinen Schwur breche?"

„Geschah dies in der Beichte?" fragte Herr Rappt.

„Nein . . . nicht gerade," sagte der Bischof zögernd.

„Dann können Sie sprechen," sagte der künftige Deputirte trocken. „Ehrliche Leute, wie wir, müssen sich gegenseitig unterstützen. Ich erinnere Sie beiläufig daran," fuhr Graf Rappt trocken fort, „um Ihr Gewissen zu erleichtern, daß dies nicht Ihr erster Eid wäre."

„Aber, Herr Graf," . . . unterbrach ihn der Bischof erröthend.

„Aber, Monseigneur," versetzte der Deputirte, „abgesehen von politischen Eiden, die nur geschworen werden, um sie zu brechen, so haben Sie mehrere andere gebrochen . . ."

„Herr Graf!" rief der Bischof mit entrüstetem Tone.

„Sie haben das Gelübde der Keuschheit abgelegt, Monseigneur," fuhr der Graf fort, „und Sie sind, wie ich und die ganze Welt weiß, der galanteste Abbé von Paris."

„Herr Graf, Sie beleidigen mich," sagte der Bischof, indem er sein Gesicht in den Händen barg.

„Sie haben das Gelübde der Armuth abgelegt," fuhr der Diplomat fort, „und Sie sind reicher als ich; denn Sie haben hundert tausend Franken Schulden. Sie haben das Gelübde . . ."

„Herr Graf!" sagte der Bischof, indem er aufstand, „ich kann Sie nicht länger anhören. Ich glaubte, Sie wollten hier den Frieden suchen, und Sie haben mir den Krieg gebracht. Es sei!"

„Hören Sie mich an, Monseigneur," versetzte der künftige Deputirte sanfter; „wir haben nichts zu gewinnen, weder der Eine, noch der Andere, wenn wir uns bekriegen. Ich bringe den Krieg nicht, wie Sie behaupten. Wenn das meine Absicht wäre, so hätte ich nicht die Ehre, in diesem Augenblicke mit Ihnen meine Meinung auszutauschen."

„Aber was verlangen Sie von mir?" fragte der Bischof, indem er einen mildern Ton anschlug.

„Ich verlange zu wissen," antwortete Graf Rappt einfach, „welches von meinen Vergehen Ihnen zur Kenntniß gekommen?"

„Ein furchtbares Vergehen," murmelte der Bischof, indem er die Augen zum Himmel erhob.

„Welches?" drängte der Graf.

„Sie haben Ihre Tochter geheirathet!" sagte Monseigneur Coletti, indem er sich das Gesicht bedeckte und sich auf die Causeuse sinken ließ.

Der Graf betrachtete ihn mit einer Art von Verachtung, mit einem Ausdruck, welcher sagen wollte: „Nun ja, was weiter?"

„Haben Sie von der Gräfin dies Geheimniß?"

„Nein," antwortete der Bischof.

„Von der Marquise von la Tournelle?"

„Nein," wiederholte Monseigneur.

„So wissen Sie es von der Frau Marschallin de la Mothe Houdan?"

„Ich kann Ihnen nicht sagen, von wem," machte der Geistliche, indem er den Kopf schüttelte.

„Ich hätte daran denken sollen. Sie sind ihr Beichtvater."

„Glauben Sie mir, nicht in der Beichte habe ich es erfahren," beeilte sich der Prälat zu sagen.

„Ich glaube es," sagte Herr Rappt, „ich zweifle nicht daran, Monseigneur. Gut denn," fügte er hinzu, indem er dem Geistlichen ins Gesicht sah, „es ist die volle Wahrheit. Sie ist allerdings furchtbar, wie Sie sagten; aber ich gestehe sie muthig. Ja, ich habe meine Tochter geheirathet, aber geistig, Monseigneur, wenn Sie mir gestatten, mich so auszudrücken, und nicht sinnlich, wie Sie zu glauben scheinen. Ja, ich habe dieses Verbrechen begangen, furchtbar in den Augen der Gesellschaft, vor dem Code. Aber Sie wissen, der Code

ist für zweierlei Arten von Menschen nicht gemacht: für solche, welche unter ihm stehen, wie die Verbrecher der gemeinsten Art und solche, welche über ihm stehen, wie Sie und ich, Monseigneur."

„Herr Graf," rief der Bischof lebhaft, indem er sich rings umsah, als fürchtete er sich, daß Jemand diese Worte hören könnte.

„Nun gut, Monseigneur," versetzte Graf Rappt, nachdem er einen Augenblick gezögert, „als Austausch für Ihr Geheimniß will ich Ihnen ein anderes anvertrauen, das, wie ich überzeugt bin, Ihnen sicher angenehm sein wird."

„Was wollen Sie sagen?" fragte der Bischof, indem er die Ohren vorstreckte.

„Sie erinnern sich einer Unterredung, die wir eines Abends mit einander hatten, wenige Stunden vor meiner Abreise nach Rußland, als wir unter den großen Bäumen des Parkes von Saint Cloud spazieren gingen. Es war ungefähr sieben ein halb Uhr."

„Ich erinnere mich allerdings des Spaziergangs," sagte der Bischof erröthend; „aber ich erinnere mich nur sehr unbestimmt unseres Gespräches."

„In diesem Falle will ich Sie daran erinnern oder vielmehr Ihnen den kurzen Inhalt desselben mittheilen. Sie haben mich gebeten, mich für Ihre Ernennung zum Erzbischof zu verwenden. Ich erinnerte mich Ihrer Worte und habe gehandelt. Am Tage nach meiner Rückkehr von St. Petersburg schrieb ich an unsern heiligen Vater, und indem ich ihn daran erinnerte, daß Sie Mazarinisches Blut in den Adern haben — und namentlich von seinem

Geiste besitzen, bat ich ihn dringend, um eine baldige Antwort. Ich erwarte sie in wenigen Tagen."

„Glauben Sie, daß mich Ihre Güte verlegen macht," stotterte der Bischof; „ich dachte nicht, daß ich je ein so ehrgeiziges Verlangen geäußert. Ich bedaure, daß das Vergehen, das uns scheidet, mir nicht erlaubt, Ihnen zu danken, wie ich so gerne gewollt. Denn ein Sünder, wie . . ."

Graf Rappt fiel ihm ins Wort.

„Warten Sie einen Augenblick, Monseigneur," sagte er, den Bischof mit einem Lächeln auf den Lippen anblickend, „ich habe Ihnen nur etwas sehr Einfaches gesagt. Sie wünschen Erzbischof zu werden, ich schreibe an unsern heiligen Vater; wir erwarten seine Antwort. Bis dahin geht alles ganz natürlich. Aber das Geheimniß, vernehmen Sie es denn; ich zähle jedoch ganz und gar auf Sie, Monseigneur, wenn ich es Ihnen enthülle, denn es ist ein Staatsgeheimniß . . ."

„Was wollen Sie sagen?" rief der Bischof lebhaft — vielleicht etwas zu lebhaft, denn der Diplomat lächelte mitleidig.

„Während die Marquise von la Tournelle bei Ihnen war," fuhr der Graf fort, „war der Arzt des Monseigneur de Quelen bei mir."

Der Bischof öffnete, als er dies Wort aussprechen hörte, die Augen weit, um zu sehen, ob der, welcher ihm den Besuch des erzbischöflichen Arztes mittheilte, ein Bote guter Nachricht sei.

Graf Rappt schien nicht zu bemerken, mit welcher Aufmerksamkeit Monseigneur Coletti seinen Worten lauschte und fuhr fort:

„Der Arzt des Erzbischofs, der sonst ein ziemlich heiteres Temperament besitzt, wie alle Leute seines Standes, die Geist genug haben, um heiter hinzunehmen, was sie nicht ändern können, schien mir so sehr angegriffen, daß ich nicht umhin zu können glaubte, ihn um die Ursache seines Kummers zu befragen."

„Was hatte denn der Doctor?" fragte der Bischof mit erheuchelter Theilnahme, die er etwas wahrscheinlich zu machen suchte. „Ohne gerade die Ehre zu haben, sein Freund zu sein, kenne ich ihn doch genug, um mich für ihn ganz besonders zu interessiren, abgesehen davon, daß er einer der edelsten Christen ist, denn er wird von unsern ehrwürdigen Brüdern von Montrouge in besondern Schutz genommen."

„Die Ursache seines Kummers ist leicht zu begreifen," antwortete Herr Rappt, und Sie werden sie besser begreifen, als irgend Jemand, Monseigneur, wenn ich Ihnen sage, daß unser heiliger Prälat krank ist."

„Monseigneur ist krank?" rief der Abbé mit einem Schrecken, der in den Augen jedes andern, als eines Comödianten, wie Graf Rappt, sehr gut gespielt gewesen wäre.

„Ja," antwortete dieser.

„Gefährlich?" . . . fragte der Bischof, indem er seinen Mitunterredner fest ansah.

In diesem Blicke lag ein ganzes Gespräch, eine ganze Frage, eine ausdrucksvolle, dringende Aufforderung zu sprechen. Dieser Blick wollte sagen: „Ich begreife Sie; Sie bieten mir das Erzbisthum

Paris als Sühne für Ihr Vergehen an. Wir verstehen uns beide. Aber täuschen Sie mich nicht; fürchten Sie sich, mich zu täuschen, oder wehe Ihnen! denn, seien Sie überzeugt, ich werde all' meine Kräfte anstrengen, Sie zu vernichten."

Das wollte dieser Blick sagen und vielleicht noch mehr.

Graf Rappt verstand ihn und antwortete bejahend.

Der Bischof fuhr fort:

„Glauben Sie, daß die Krankheit gefährlich genug sei, um befürchten zu müssen, diesen heiligen Mann zu verlieren."

Das Wort befürchten wollte so viel heißen als hoffen.

„Der Doctor war sehr unruhig," sagte Herr Rappt mit bewegter Stimme.

„Sehr unruhig!" sagte Monseigneur Coletti in demselben Tone.

„Ja, sehr unruhig."

„Die Medizin hat so viele Mittel, daß wir die Hoffnung hegen dürfen, diesen heiligen Mann gerettet zu sehen!"

„Heiliger Mann, das ist das rechte Wort, Monseigneur."

„Einen Mann, den man nicht wird ersetzen können!"

„Den man wenigstens schwer wird ersetzen können."

„Wer könnte ihn ersetzen?" fragte der Bischof mit schmerzlichem Tone.

„Der, welcher bereits das ganze Vertrauen Sr. Majestät genießt," sagte der Graf, „würde dem Kö-

nige als der würdige Nachfolger des Prälaten präsentirt werden."

„Existirt ein solcher Mann?" fragte der Bischof bescheiden.

„Ja," antwortete der künftige Deputirte, „er existirt."

„Und Sie kennen ihn, Herr Graf?"

„Ja," wiederholte Herr Rappt, „ich kenne ihn."

Und bei diesen Worten sah der Diplomat den Bischof auf dieselbe Weise an, wie dieser ihn vorher angesehen, das heißt, er setzte ihm den Stuhl vor die Thüre. Monseigneur Coletti verstand ihn und den Blick demüthig senkend, sagte er:

„Ich kenne ihn nicht!"

„Gut denn, Monseigneur, erlauben Sie mir, Sie mit ihm bekannt zu machen," sagte Herr Rappt.

Der Bischof zitterte.

„Sie sind es, Monseigneur."

„Ich!" rief der Bischof; „ich, der Unwürdige! ich! ich!"

Und er wiederholte das Wort **ich**, um ein lebhaftes Erstaunen zu heucheln.

„Sie, Monseigneur," sagte der Graf, „wenn Ihre Ernennung von mir abhängt, wie dies der Fall ist, wenn ich Minister bin."

Der Bischof wäre vor Freude beinahe in Ohnmacht gesunken.

„Wie!" stotterte er.

Der künftige Deputirte ließ ihn nicht weiter reden.

„Sie haben mich verstanden, Monseigneur," sagte er, „es ist ein Erzbisthum, das ich Ihnen als

Lohn für Ihr Schweigen biete. Ich glaube, daß unsere beiderseitigen Geheimnisse sich aufwiegen."

„So verbinden Sie sich also feierlich," sagte der Bischof, indem er sich rings umsah, „mich im betreffenden Falle des Erzbisthums von Paris für würdig finden zu wollen?"

„Ja," sagte Herr Rappt.

„Und würden im betreffenden Falle," wiederholte der Bischof, „Ihr Wort nicht verleugnen."

„Kennen wir denn nicht beide die Bedeutung und den Werth des Schwurs?" sagte der Graf lächelnd.

„Gewiß! gewiß!" machte der Bischof; „unter ehrbaren Leuten verständigt man sich immer! So gut," fügte er hinzu, „daß, wenn ich Sie bitte, Sie mir dies Versprechen bekräftigen würden?"

„Gewiß, Monseigneur."

„Selbst schriftlich?" fragte der Bischof mit einer Miene des Zweifels.

„Selbst schriftlich!" bestätigte der Graf.

„Gut denn," machte der Bischof, indem er sich nach seinem Tisch hinwandte, auf welchem sich Papier, Feder und Tinte, oder wie man im Theaterjargon sagt, alles zum Schreiben Nöthige, befand.

Das Wort Gut denn war so ausdrucksvoll, daß Graf Rappt, ohne um eine weitere Erklärung zu bitten, nach dem Tische ging und schriftlich das mündliche Versprechen bestätigte.

Er bot dem Bischof das Papier hin, dieser nahm es, las den Inhalt, bestreute es mit Sand, faltete es zusammen, legte es in eine Schieblade und sagte, indem er Herrn Rappt mit einem Lächeln ansah,

das ihm gewiß seine Ahne Mephistopheles oder sein Amtsbruder, der Bischof von Autun, verrathen:

„Herr Graf, von dieser Stunde an haben Sie keinen ergebeneren Freund, als mich."

„Monseigneur," antwortete Graf Rappt, „Gott, der uns hört, möge mich strafen, wenn ich je an Ihrer Zuneigung gezweifelt."

Und diese beiden rechtschaffenen Männer schieden, nachdem sie sich aufrichtig die Hand gedrückt.

XCVII.

Von der Einfachheit und Mäßigkeit des Herrn Rappt.

Die Minister gleichen den alten Schauspielern; sie wissen nicht, sich zur rechten Zeit zurückzuziehen. Die Abstimmungen in der Pairskammer hätten Herrn von Villèle vor der Gefahr warnen sollen, die dem Könige drohte. Seit vier Jahren war die erbliche Kammer in beständiger Opposition mit den Wünschen der Regierung. Aber sei es nun, daß Herr von Villèle aus übermäßigem Stolz und Beschränktheit diese beharrliche Opposition gar nicht merkte oder sie zu bemerken verschmähte, er dachte nicht nur nicht daran, abzutreten, sondern die Wahl von achtzig neuen Pairs schien ihm das sichere Mittel, der Pairskammer den wahren Geist wieder einzuflößen.

Eine Majorität indeß, zugegeben, daß er sie in der Pairskammer gewann, sicherte ihm noch keineswegs die Majorität in der Deputirtenkammer. Die Opposition hatte rasche Fortschritte in der gewählten

Kammer gemacht. Von zehn bis zwölf Stimmen Majorität hatte sie sich nach und nach zu hundert fünfzig Stimmen erhoben. Sechs Neuwahlen hatten im Verlauf des Jahres in verschiedenen Provinzen stattgehabt, nämlich in Rouen, Orleans, Bayonne, Mamers, Meaux, Saintes und überall drangen die Candidaten der Opposition mit großer Majorität durch. In Rouen hatte der Candidat der Regierung nur sieben und dreißig von neunhundert sieben und sechzig Stimmen auf sich vereinigen können. Und man konnte sich über den drohenden Charakter dieser Wahlen nicht täuschen, denn unter den Neugewählten befanden sich La Fayette und Lafitte.

Und daran sind alle früheren und gegenwärtigen Regierungen gescheitert. Daran werden auch alle künftigen Regierungen scheitern. Wenn man der Opposition nicht voran geht, muß man ihr folgen! Es heißt sich schlecht an dem Meere rächen, wenn man es peitschen läßt. Der Appetit wird dadurch nicht gestillt, wenn man ihn zerstreut. „Der Hunger ist ein schlechter Rathgeber," sagt das Sprüchwort.

Man wird daher auch von diesem Augenblicke an das alte Schiff der Monarchie, so gut es eben geht, von Diplomaten, welche Frankreich fremd sind und einem Minister, welcher der Nation fremd ist, ausgebessert, einen Augenblick umschlagen, sich eine Minute lang erheben, einunddreißig Monate lang zwischen tausend Klippen laviren und dann hoffnungslos untersinken sehen.

Herr Rappt war jedoch weit entfernt, auf dem

Heimwege von Monseigneur Coletti all' diese Reflexionen anzustellen. Er wollte an Herrn von Villèles Stelle treten und hatte gehandelt, wie Herr von Villèle an seiner Stelle gehandelt, das heißt, er war für seine alleinige Rechnung, für sein alleiniges Interesse thätig gewesen. Er wollte vor allem Deputirter, dann Minister sein, und um das zu werden, scheute er vor keinem Mittel zurück. Er sah freilich auf die Hindernisse, auf die er stieß, mit solcher Verachtung herab, daß es kein großes Verdienst war, wenn er sie zu vermeiden suchte.

Als er in das Hôtel zurückkam, ging er über die kleine Treppe und trat in sein Cabinet.

Frau von la Tournelle hatte es so eben verlassen; er fand nur Bordier.

„Sie kommen eben recht, Herr Graf," sagte der Secretär; „ich erwartete Sie mit Ungeduld."

„Was gibt es, Bordier?" fragte der Deputirte, indem er seinen Hut auf einen Tisch warf und in einen Fauteuil sank.

„Wir sind mit den Wählern noch nicht fertig," antwortete Bordier.

„Wie das?"

„Ich habe alles weggeschickt, was noch da war; nur eine Person will sich nicht wegschicken lassen."

„Ist der Mensch bekannt?"

„Wie es ein Bürger sein kann. Er verfügt über hundert Stimmen."

„Wie heißt er?"

„Brewer."

„Was macht dieser Brewer?"

„Bier."

„Deßhalb nennt man ihn also den Cromwell des Quartiers."

„Ja, Herr Graf."

„Pah!" machte Herr Rappt mit verächtlichem Ausdruck. „Und was will dieser Bierbrauer?"

„Ich weiß nicht genau, was er will, aber ich weiß, was er nicht will; er will nicht von hier weggehen."

„Was verlangt er denn?"

„Er verlangt, Sie zu sehen und besteht darauf, das Hôtel nicht verlassen zu wollen, ohne Sie gesehen zu haben, müßte er auch die ganze Nacht auf Sie warten."

„Und Sie sagen, daß er hundert Stimmen in seiner Tasche hat?"

„Hundert Stimmen mindestens, Herr Graf."

„Dann muß man ihn durchaus empfangen."

„Ich glaube, Sie werden sich dessen nicht entschlagen können, Herr Graf."

„Wir werden ihn empfangen," sagte der künftige Deputirte mit einer Märtyrermiene. „Zuvor jedoch klingeln Sie Baptiste, ich habe seit diesem Morgen nichts gegessen und sterbe vor Hunger."

Der Secretär läutete Baptiste und der Diener trat ein.

„Bringen Sie mir Bouillon und ein Stück Brot," sagte Graf Rappt. „Wenn Sie nach der Küche gehen, lassen Sie den Herrn eintreten, der im Vorzimmer ist."

Dann wandte er sich nach dem Secretär um und sagte:

„Sie haben genaue Notizen über diesen Mann?"

„Ziemlich genaue," sagte der Secretär, indem er folgende Notizen von einem Blatte Papier ablas:

„Brewer, Bierbrauer, ein offener, ehrlicher Mann; Freund des Apothekers Renaud; Sohn von Bauern, durch fünfunddreißigjährige angestrengte Arbeit emporgekommen; Feind von Schmeicheleien und zu großer Höflichkeit; vertrauensvoll gegen seines Gleichen; mißtrauisch gegen alle Andern, sehr geschätzt im ganzen Quartier. Hundert Stimmen."

„Gut," sagte Graf Rappt; „das wird nicht lange dauern. Wir werden bald mit ihm zurecht kommen."

Der Diener meldete:

„Herr Brewer."

Ein Mann von fünfzig und einigen Jahren, von großer Statur und biederem Gesicht, trat in das Cabinet.

„Mein Herr," sagte der Neuankömmling, sich verbeugend, „verzeihen Sie einem Unbekannten, daß er sich mit so viel Beharrlichkeit zu Ihnen drängt."

„Herr Brewer!" antwortete der Deputirte, indem er aufmerksam das Gesicht des Fremden betrachtete, als sollte er in den Linien seines Gesichtes die Richtungslinie des Benehmens entdecken, das er gegen ihn einschlagen müsse, „Herr Brewer," sagte er, „Sie sind kein Unbekannter für mich, weit gefehlt; denn ich kenne den Namen meiner Feinde (und Sie zählen zu diesen) beinahe eben so gut, als den meiner Freunde."

„Ich bin durchaus nicht Ihr Freund, mein Herr; aber ich bin eben so wenig auch Ihr Feind. Ich bin ganz gegen Ihre Candidatur und werde es

wahrscheinlich immer sein, nicht wegen Ihrer Person, sondern wegen des Systems (ein unheilvolles System meiner Ansicht nach), dem Sie huldigen. Abgesehen von dieser rein politischen Feindschaft, huldige ich Ihren großen Talenten."

„Sie schmeicheln mir, mein Herr," sagte Graf Rappt, Verlegenheit heuchelnd.

„Ich schmeichle nie, mein Herr," sagte der Brauer mit ärgerlicher Miene; „ich schmeichle so wenig, als ich es gerne habe, wenn man mir schmeichelt. Aber es ist, glaube ich, Zeit, Ihnen die Ursache meines Besuches zu sagen, wenn Sie es erlauben."

„Sprechen Sie, Herr Brewer."

„Mein Herr, ich las gestern in meinem Journal zu meinem großen Erstaunen, denn der Constitutionell ist nicht gerade das Organ der Regierung, ich las, sage ich, ein Wahlmanifest, ein Glaubensbekenntniß, das mit Ihrem Namen unterzeichnet war. Ist es wirklich von Ihnen?"

„Zweifeln Sie daran, mein Herr?" rief Graf Rappt.

„Ich werde so lange daran zweifeln, mein Herr, bis Sie es mir persönlich versichert haben," antwortete der Wähler kalt.

„Gut denn, mein Herr," sagte der Graf, „ich versichere Sie, daß es von mir ist."

„Ich fand dieses Glaubensbekenntniß," fuhr der Bierbrauer fort, „so patriotisch, so mit den Gedanken der liberalen Partei übereinstimmend, so mit den Ueberzeugungen, für welche ich gelebt und für welche ich sterben würde, im Einklang, daß ich mich

tief gerührt fühlte, und daß die Meinung, die ich bisher von Ihnen hatte, dadurch erschüttert worden ist."

„Mein Herr!" unterbrach ihn der künftige Deputirte.

„Ja, mein Herr," fuhr der Wähler unbekümmert darum fort, „ich hätte viel gegeben, wenn ich, nachdem ich jene Zeilen gelesen, die Hand dessen hätte drücken können, der sie geschrieben."

„Mein Herr," unterbrach ihn Herr Rappt wieder, indem er verschämt die Augen senkte, „Sie rühren mich wirklich; die Sympathie eines Mannes, wie Sie, ist mir werthvoller als alle öffentlichen Gunstbezeugungen."

„Ich hätte mich indeß nicht zu diesem Schritte entschlossen," fuhr der Bierbrauer fort, ohne durch das Compliment, das ihm der Graf an den Kopf schleuderte, im Mindesten gerührt zu sein, „ich hätte mich, wie gesagt, nicht entschlossen, Ihnen einen Besuch zu machen, wenn mein alter Freund Renaud, vormals Apotheker im Faubourg Saint Jacques, nicht zu mir gekommen wäre, als er von Ihnen wegging."

„Ein großer Bürger, Ihr Freund Renaud!" sagte der Graf mit einem gewissen Enthusiasmus.

„Ein guter Bürger!" wiederholte Herr Brewer; „einer von denen, welche die Revolutionen machen und keinen Nutzen daraus ziehen. Die Loyalität, von der Sie meinem alten Freunde Beweise gaben, hat mich entschieden, zu Ihnen zu gehen und Ihnen diesen Besuch zu machen. Der Zweck, um alles zu sagen, welchen dieser Besuch und diese Unterre-

dung haben soll, ist der, die Gewißheit mit mir fortzunehmen, daß ich Ihnen mit allem Vertrauen meine Stimme geben, und meine Freunde veranlassen kann, das Gleiche zu thun."

„Hören Sie mich an, Herr Brewer," sagte der Candidat, indem er plötzlich den Ton wechselte, denn er sah ein, daß er bisher den falschen Weg eingeschlagen, und daß der rauhe, militärische Ton besser für Herrn Brewer passe, als der sanfte Ton des Höflings. „Hören Sie mich an, ich werde ganz offen mit Ihnen sprechen."

Ein Anderer, als Herr Brewer, wäre, wenn er aus dem Munde des Grafen die Worte gehört: „Ich werde ganz offen mit Ihnen sprechen," mißtrauisch geworden und auf seiner Hut gewesen; aber Herr Brewer war zu naiver Natur. Gerade die, welche am mißtrauischsten gegen die Regierungen sind, lassen sich am naivsten von der Heuchelei derer, die sie repräsentiren, fangen. Der Brauer war deßhalb ganz Ohr.

„Ich bin kein Stimmenbettler, mein Herr," fuhr der Graf fort; „ich bitte Niemanden um seine Stimme; ich werde mir nicht Ihre Stimme erbetteln, wie es vielleicht mein Gegner gethan oder thun wird, der liberaler als ich zu sein vorgibt. Nein, nein; ich wende mich an das Gewissen; um die Stimme des öffentlichen Gewissens werbe ich. Alle die, welche mir die Ehre erzeigen, mir ihre Stimme zu geben, müssen mich von Grund aus kennen. Der Mann, der seine Mitbürger vertreten soll, darf kein zweifelhafter Charakter sein. Das Vertrauen muß zwischen Wähler und Gewähltem ein

gegenseitiges sein. Ich nehme das Mandat nur unter dieser Bedingung an; und ich gebe Ihnen das Recht, wenn ich ein andermal wieder vor Ihnen erscheine, Rechenschaft über die Art zu fordern, wie ich Sie repräsentirt. Verzeihen Sie mir, mein Herr, daß ich so mit Ihnen spreche; Sie finden vielleicht sogar, daß ich etwas ungezwungen mit Ihnen verfahre; aber die Offenheit zwingt mich, so zu handeln."

„Sie kränken mich durchaus nicht, mein Herr," sagte der Bierbrauer; „weit entfernt. Fahren Sie fort, ich bitte Sie."

In diesem Moment trat Baptiste ein und brachte eine Platte, auf der eine Tasse Bouillon, ein Stück Brot, eine Flasche Bordeaux und ein Glas standen, welche er auf den Tisch stellte.

„Setzen Sie sich doch, lieber Herr Brewer," sagte der Candidat, indem er nach dem Tische ging.

„Achten Sie nicht auf mich, ich bitte Sie, mein Herr," sagte der Wähler.

„Sie werden mir erlauben, mein Mahl einzunehmen?" fragte der Graf, indem er sich setzte.

„Ich bitte Sie, thun Sie das, mein Herr."

„Ich bitte tausendmal um Vergebung wegen der Art, wie ich Sie empfange, lieber Herr; aber ich bin ein ganz einfacher Mann, das sehen Sie; ich habe einen tiefen Abscheu gegen alles, was nach Eitelkeit schmeckt. Ich speise, wenn ich kann, ganz einfach und frugal. Man kommt nicht zu sich; ich habe einfache Bedürfnisse; mein Großvater war Arbeiter und ich bin stolz darauf."

„Der meinige auch," sagte der Bierbrauer einfach, „ich war fünfzehn Jahre sein Hofknecht."

„Das ist eine weitere Sympathie, lieber Herr Brewer! eine Sympathie, der ich mich rühme, denn es verbindet den Gedanken zweier Menschen, die frühzeitig das Elend, die Nüchternheit kennen gelernt! Mein Mahl ist zu bescheiden, um Ihnen anbieten zu können, es zu theilen. Wenn Sie mir jedoch die Freundschaft erzeigen wollen, etwas zu genießen . . ."

„Ich danke Ihnen tausend Mal," unterbrach ihn der Brauer verlegen. „Aber wie," fügte er erstaunt, beinahe bestürzt, hinzu, „ist das wirklich Ihr ganzes Mahl?"

„Allerdings, lieber Herr Brewer! haben wir denn Zeit zu speisen? Können Männer, welchen ihr Vaterland wirklich am Herzen liegt, sich um materielle Interessen kümmern? Und dann, ich wiederhole Ihnen, ich verabscheue die Genüsse der Tafel aus tausend Gründen, unter anderem aus einem, den Sie billigen werden, das bin ich gewiß; es blutet mir das Herz, wenn ich daran denke, daß in einem einzigen Diner, das ohne Bedürfniß, ohne Grund, aus reiner Ostentation, aus reinem Vorurtheil gegeben wird, Summen Geldes vergeudet werden, mit denen man zwanzig Familien speisen könnte."

„Das ist sehr wahr, mein Herr," unterbrach ihn der Wähler gerührt.

„Ich wurde in der Schule des Unglücks erzogen, mein Herr!" fuhr der Candidat fort; „ich kam in Holzschuhen nach Paris und ich bin stolz darauf, statt darüber zu erröthen. Ich weiß deßhalb, was die Leiden der arbeitenden Klasse bedeuten wollen. Ach! wenn alle Menschen wie ich den Werth des

Geldes zu schätzen wüßten, man würde sich zweimal besinnen, ehe man den unglücklichen Steuerpflichtigen, die bereits so schwer belastet sind, neue Steuern auferlegte."

„Nun, mein Herr, das ist's, worauf ich hinaus wollte . . . wir verstehen uns; ich hasse die Regierung wegen der übertriebenen, tollen Verschwendung der Diener der Monarchie."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„In der vorletzten Sitzung, mein Herr, — erlauben Sie, daß ich es Ihnen jetzt sage, nachdem wir uns verstehen, — waren Sie einer der eifrigsten Vertheidiger neuer Steuern, mit denen man das Volk bedrohte. Ihr ganzes System, und ich habe es aufmerksam studirt, zielte auf die Vermehrung des Budgets, statt auf die Verminderung desselben. Sie sahen das Glück des Landes nur in der Vermehrung und der Bereicherung der Beamten, wie es die kaiserliche Regierung gemacht; kurz, Sie suchten die größte Anzahl von Individuen durch das Interesse an sich zu fesseln, statt das Vertrauen aller durch die Liebe zu gewinnen."

„Hören Sie mich an, lieber Herr Brewer; denn abgesehen davon, daß Sie ein ehrbarer Mann sind, sind Sie auch noch ein Mann von Geist. Ich werde deßhalb noch offener gegen Sie sein, wenn es möglich, als ich es bisher war."

Ein anderer Mann als Brewer wäre immer mißtrauischer geworden; Herr Brewer dagegen wurde immer weniger mißtrauisch.

„Vor bald zwei Jahren, ich gestehe es, lieber Herr Brewer, vertheidigte ich dieses System; warum

soll man seine Irrthümer nicht offen eingestehen? Aber es ist der einzige Fehler, den ich mir in meinem ganzen Leben vorzuwerfen habe. Was wollen Sie? ich trat in die politische Carriere. Ich war nur Militär und wußte nichts von den bürgerlichen Angelegenheiten. Ich hatte bis dahin im Lager, in der Fremde, auf dem Schlachtfelde gelebt. Und dann hatte ich es mit einer mit dem Tode ringenden Regierung zu thun, die uns ihren despotischen Willen aufzwang. Was soll ich Ihnen sagen, der Strom riß mich mit sich fort, und ich ließ mich fortreißen! Ich habe mehr der Nothwendigkeit, als der Ueberzeugung nachgegeben; ich wußte, daß das System schlecht, verwerflich war. Aber um ein altes System über den Haufen zu werfen, bedarf es einer neuen Regierung."

„Das ist wahr," sagte der Bierbrauer aus Ueberzeugung.

„Wozu die Bretter zu einem neuen Schiffe verwenden?" fuhr Herr Rappt lebhafter fort; „man muß sie schwimmen, untergehen lassen und ein neues construiren. Das thue ich im Stillen! Ich lasse diese alte, wurmstichige Monarchie untergehen und kehre, wie der verlorene Sohn, voll Scham und Reue, aber auch gestählt und voll Kraft und Muth zur Freiheit zurück."

„O, wie schön das ist, mein Herr!" rief der Wähler bis zu Thränen gerührt; „wenn Sie wüßten, wie glücklich ich bin, Sie so sprechen zu hören und wie wohl es mir thut."

„Ehemals, wie Sie sagten," fuhr der Graf immer wärmer werdend fort, denn er fühlte, daß die

Veste eingenommen sei und daß es gelte, sich ganz und gar in ihren Besitz zu setzen, „ehmals wollte ich die Zahl der Beamten verringern und die Besoldungen erhöhen; jetzt bin ich ganz anderer Ansicht, ich will die Besoldungen verringern und die Zahl der Beamten erhöhen. Je mehr Menschen bei der Staatsmaschine betheiligt sind, desto mehr wird die Regierung gezwungen sein, der Stimme des Volks zu gehorchen oder zu weichen. Je mehr eine Maschine Räder hat, desto größer ist ihre Kraft; denn wenn ein Rad bricht, ersetzt es das andere; das ist ein mathematisches Gesetz. Ich will die Maschine nicht mehr durch das Interesse fesseln, sondern durch die Liebe. Das ist mein Wunsch, das ist mein Ziel, bis zu dem Augenblicke, wo sich die Gelegenheit bieten wird, Frankreich zu geben, was allen Menschen gebührt, die Freiheit, welche Gott uns gegeben und die Monarchien uns nehmen."

„Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Herr, wie gerührt ich bin," rief der Bierbrauer, indem er plötzlich aufstand. „Ich bitte Sie tausendmal um Vergebung, daß ich Ihnen eine so kostbare Zeit geraubt. Aber ich gehe vollkommen aufgeklärt, entzückt, bezaubert, voll Vertrauen und Hoffnung auf Sie von hier. Sie haben einen Ton voll Biederkeit und Offenheit, der mir keinen Zweifel läßt. Wenn Sie mich getäuscht hätten, mein Herr, so würde ich an nichts mehr glauben; ich würde Gott leugnen."

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte der Candidat, indem er aufstand, „und um alles, was wir gesprochen, zu besiegeln, geben Sie mir die Hand."

„Von ganzem Herzen, mein Herr," antwortete der Wähler, indem er Herrn Rappt die Hand bot, „und mit ihr die ganze Dankbarkeit eines Ehrenmannes."

In diesem Augenblick erschien Baptiste, welchem Bordier geläutet hatte und geleitete Herrn Brewer hinaus, welcher im Weggehen sagte:

„Wie man mich über diesen braven Mann getäuscht hat! Alles ist so einfach an ihm, bis auf sein frugales Mahl."

Baptiste kehrte, nachdem er Herrn Brewer begleitet, zurück und meldete:

„Das Diner für den Herrn Obersten ist servirt."

„Nun lassen Sie uns speisen, Bordier," sagte Herr Rappt lächelnd.

XCVIII.

Wo Herr Jackal sich für den Dienst, den ihm Salvator geleistet, erkenntlich zeigt.

Endlich erschien der große Tag der Wahlen; es war der 17. Dezember, ein Samstag; der Leser sieht, daß wir genau sind.

Wir haben ihm vielleicht auf eine zu weitschweifige Art durch unsere drei Besuche bei dem Grafen Rappt gezeigt, wie die Sachen für den Candidaten der Regierung standen.

Vervollständigen wir dieses Bild durch ein Rundschreiben, welches wir bei einem der Präfecten unserer sechsundachtzig Departements nehmen.

Wir wählen nicht, wir nehmen, wie sich der

Zufall bietet; man wird übrigens sehen, daß dieses das Verdienst der Naivität hat. Es gab zu jenen Zeiten noch naive Präfecten.

„Seine Majestät," sagte das fragliche Rundschreiben, „Seine Majestät wünscht, daß der größere Theil der Mitglieder der Kammer, welche ihre Arbeiten beendet, wieder gewählt werde.

„Die Collegienpräsidenten sind die Candidaten.

„Alle Beamten sind dem König das Zusammenwirken ihrer Thätigkeit und ihrer Bemühungen schuldig.

„Wenn sie Wähler sind, müssen sie nach der Ansicht des Königs wählen, die durch die Wahl der Präsidenten angedeutet ist, und alle Wähler, auf die sie Einfluß haben können, in ähnlicher Weise zu stimmen veranlassen.

„Wenn sie nicht Wähler sind, müssen sie durch diskrete aber beharrliche Maßregeln, die Wähler, die sie kennen, zu bestimmen suchen, daß sie ihre Stimmen dem Präsidenten geben. Anders handeln oder sogar unthätig bleiben, hieße der Regierung die Mitwirkung versagen, die man ihr schuldig ist; es hieße, sich von ihr losreißen und auf sein Amt verzichten.

„Theilen Sie diese Gedanken Ihren Untergebenen mit u. s. w. u. s. w."

Was die liberale Partei betrifft, so war ihre Opposition minder öffentlich, aber wirksamer.

Der Constitutionnel, der Courrier Francais und die Débats verbanden sich zu einem Gedanken, so sehr sie sich auch sonst den Krieg machten, denn es

galt, einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen, nämlich ein verhaßtes, abgenütztes, unmögliches Ministerium.

Salvator, wie man sich denken kann, war in diesem großem Kampfe nicht unthätig geblieben.

Er hatte nach und nach, abgesehen von den Anführern der Venta und den Logenmeistern, die Parteihäupter: Lafayette, Dupont (de L'Eure), Benjamin Constant und Casimir Perrier besucht.

Als die Wahlresultate in Paris nicht mehr zweifelhaft für ihn waren, ging er in die Provinz, um gegen das Ministerium genau das zu thun, was das Ministerium seinerseits gegen die Opposition that.

Das war die Ursache seiner Abwesenheit, von der wir in einem früheren Capitel die Thatsache, nicht aber die Ursache angegeben haben.

Bei seiner Zurückkunft hatte er die Nachricht verbreitet, daß die Departements beinahe einstimmig mit Paris zusammenwirken würden, und man erwartete nur noch den entscheidenden Tag.

Am 17. Dezember begannen also die pariser Wahlen. Der Tag war ziemlich ruhig; jeder Wähler begab sich still nach seiner respectiven Mairie und nichts deutete darauf hin, daß der andere Tag, ein Sonntag, und somit ein Tag der Ruhe, ein stürmischer Tag oder vielmehr Abend werden würde.

Ein altes Sprüchwort sagt, daß die Tage sich folgen, aber sich nicht gleichen.

Der folgende Tag war ein Tag des Sturmes. Die Vorläuferblitze dieses furchtbaren Julisturmes, der drei Tage dauern sollte, zerrissen den Himmel.

Es war am Morgen des berüchtigten Sonntags; Salvator saß mit Fragola beim Frühstücke — einem jener idyllischen Frühstücke, wie sie bei Liebenden stattfinden, — als man die Glocke ertönen hörte und Roland bellte.

Das Bellen Rolands, das mit dem Zittern der Glocke verstummte, deutete auf einen zweifelhaften Besuch.

Es war eine jener tausend schamhaften Vorsichtsmaßregeln Fragolas, in den Hintergrund ihres Zimmers zu fliehen und sich dort zu verstecken, wenn sie die Glocke ertönen hörte.

Fragola stand deßhalb vom Tische auf, floh in ihr Zimmer und versteckte sich dort.

Salvator öffnete.

Ein Mann in einer ungeheuren Polonaise, das heißt in einer großen, mit breitem Pelzwerk verbrämten Redingote erschien auf der Schwelle.

„Sie sind der Commissionär der Rue aux fers?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Salvator, indem er das Gesicht des Fremden zu erkennen suchte, was ihm jedoch unmöglich war, da dieser das Gesicht mit einer dreifachen Binde von braunem Wollzeug umschlungen hatte, wodurch wir den Erfinder unserer modernen Cachenez in jener Zeit zu suchen genöthigt sind.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen,“ sagte der Unbekannte, indem er eintrat und die Thüre hinter sich schloß.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte der Commissionär, indem er den dichten Schleier zu durch-

dringen suchte, der das Gesicht seines Mitunterredners bedeckte.

„Sind Sie allein?“ fragte dieser, indem er sich rings umsah.

„Ja,“ antwortete Salvator.

„So wird diese Verkleidung unnöthig,“ machte der Fremde, indem er ohne Weiteres seine Polonaise abnahm und die ungeheure Binde, die ihm das Gesicht bedeckte, loslöste.

Nachdem die Polonaise abgenommen und die Binde losgelöst war, erkannte Salvator zu seinem großen Erstaunen Herrn Jackal.

„Sie?“ rief er.

„Ja, ich,“ antwortete Herr Jackal mit großer Bonhomie, „woher kommt Ihr Erstaunen? — Bin ich Ihnen nicht einen Dankbesuch für die wenigen Tage schuldig, die Sie mir noch auf der Erde zuzubringen gestatteten. Denn ich spreche es laut aus und ich möchte es der ganzen Welt sagen können, Sie haben mich aus einer verflucht schlimmen Affaire gezogen. Prrr! Mich schauert noch, wenn ich nur daran denke.“

„Wenn Sie mir Ihren Besuch erklären,“ sagte Salvator, „so erklären Sie mir damit noch nicht Ihre Verkleidung.“

„Nichts ist einfacher, lieber Herr Salvator. Erstens habe ich eine außerordentliche Vorliebe für die polnische Tracht, namentlich im Winter, und Sie werden mir zugeben, daß diesen Morgen eine wahre Dezemberkälte herrscht; — und dann fürchtete ich, unterwegs zu Ihnen erkannt zu werden.“

„Gut, was wollten Sie sagen?“

„Es wäre mir schwer gewesen, ich will nicht sagen unmöglich, einen solchen Besuch an einem Tage wie heute zu erklären."

„Ist denn der heutige Tag nicht ein Tag wie alle andern?"

„Keineswegs. — Erstens ist er ein Sonntag, und da der Sonntag der einzige Tag der Woche ist, wo unsere heilige Religion uns Ruhe auferlegt, kann dieser Tag nicht ein Tag wie alle andern sein; ferner ist heute der zweite und folglich der letzte Wahltag."

„Ich begreife noch immer nicht."

„Etwas Geduld. Sie werden alles begreifen. Nur wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich einen Stuhl nehmen lassen wollten, da ich in einer wichtigen Angelegenheit komme, die einiger Auseinandersetzung bedarf."

„O, ich bitte tausend Mal um Vergebung, lieber Herr Jackal; treten Sie doch ein."

Und der junge Mann zeigte Herrn Jackal den kleinen Salon, dessen Thüre halb geöffnet geblieben.

Herr Jackal trat ein und machte sich's in einem am Kamin stehenden Fauteuil bequem.

Salvator blieb stehen.

Durch die zweite Thüre des Salons, welche in das Speisezimmer ging, wie die andere in das Vorzimmer, sah Herr Jackal die beiden Couverts.

„Sie frühstückten?" fragte er.

„Ich war gerade damit fertig," antwortete Salvator; „wenn Sie nun zum Zweck Ihres Besuches kommen wollten . . ."

„Augenblicklich. Ich sagte Ihnen also," fuhr Herr Jackal fort, „daß es mir unmöglich gewesen wäre, meinen Besuch bei Ihnen an einem Tage wie der heutige zu erklären."

„Ich antwortete, daß ich das nicht begreife."

„Wohlan, Sie werden begreifen, denn Sie wissen, daß alle Candidaten der Opposition in Paris gewählt sind, — das wissen Sie, ja, und ich gehe darüber weg, — doch nicht, daß die Majorität der liberalen Candidaten in ganz Frankreich durchgegangen ist. Sie werden zugestehen, daß wenn der Sonntag für Sie ein Tag wie alle andern ist, er es nicht auch für die Regierung sein kann."

„Ah! was theilen Sie mir da mit?" rief Salvator vergnügt.

„Was noch Niemand weiß, was der Telegraph jedoch zu unserer Kenntniß gebracht; und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß, wenn ich nach der Freude urtheile, die Ihnen diese Nachricht bereitet, ich meine Zeit nicht ganz verloren habe, indem ich Ihnen diesen kleinen Besuch abstatte; aber das ist nur die Hälfte von dem, was ich Ihnen zu sagen habe, mein lieber Herr Salvator."

Salvator streckte die Hand aus.

„Erstens und vor allem, Herr Jackal, wollen wir uns über diesen Punkt in's Reine setzen," sagte er; „Sie versichern, die Candidaten der Opposition seien der Majorität nach in den Departements gewählt worden?"

„Ich schwöre es Ihnen," antwortete Herr Jackal feierlich und traurig, indem er seinerseits die Hand ausstreckte.

„Ich danke für die gute Nachricht, lieber Herr Jackal, und ich stehe ganz zu Ihren Diensten, wenn ich das Glück haben sollte, Ihnen noch einmal unter dem Aste eines Baumes zu begegnen."

Herr Jackal schauerte.

Das wars, was er gewissenhaft jedes Mal that, wenn er an sein Abenteuer dachte oder ein Anderer darauf anspielte.

„Sie halten mich also für quitt, lieber Herr Salvator?"

„Ganz quitt, Herr Jackal," antwortete der junge Mann, „und Sie werden es bei der ersten Gelegenheit sehen."

„Aber ich," sagte der Polizeichef geheimnißvoll, „ich halte mich nur zur Hälfte für quitt und deßhalb, einzig und allein deßhalb bitte ich Sie um die Erlaubniß, in meiner Erzählung fortfahren zu dürfen."

„Ich höre und mit dem größten Interesse."

„Erlauben Sie, eine Frage an Sie zu richten."

„Sprechen Sie."

„Was würden Sie thun, lieber Herr Salvator, wenn Sie die Regierung oder ganz einfach der König wären und sähen, daß trotz Ihrer und Ihrer Beamten Bemühungen die Partei siegt, die Sie bekämpfen?"

„Ich würde zu erforschen suchen, lieber Herr Jackal," antwortete Salvator einfach, „weßhalb die Partei, die ich bekämpfe, siegt, und wenn die Partei, die ich bekämpfe, wirklich die der Majorität wäre, so würde ich mich mit der Majorität verbinden. Das ist nicht schwer."

„Gewiß, gewiß, und wenn wir nur die absolute Vernunft zu Rathe ziehen, so haben Sie ganz Recht. Man muß sich vor allem über die Elemente des Erfolgs, den die feindliche Partei hatte, Rechenschaft geben und sich dieser Elemente bemeistern; wir stimmen darin überein. Unglücklicher Weise sieht die Regierung die Sachen nicht so einfach an, wie wir; die Regierung versteht nur Einhalt zu thun."

„Zu unterdrücken!" sagte Salvator lächelnd.

„Unterdrücken, wenn Sie wollen, ich streite nicht um das Wort. Die Regierung also, welche ohne Zweifel im Interesse der Majorität zu handeln glaubt, hat den Beschluß gefaßt, zu unterdrücken, und in dieser Rücksicht, mein lieber Herr, bitte ich Sie, mir Ihre Aufmerksamkeit zu schenken; zugegeben, daß die Regierung mit Unrecht oder Recht so handeln muß, wie soll sie sich dabei benehmen?"

„Ich bin darüber im Zweifel," sagte Salvator mit dem Kopfe schüttelnd.

„Sie können allerdings darüber im Zweifel sein; aber ich kann Ihre Zweifel lösen und darum bin ich hier. Was glauben Sie, daß die Regierung thun wird, um diesen schlimmen Streich zu pariren?"

„Ich glaube, daß sie Paris in den Belagerungszustand erklären wird, wie sie es bereits an dem Tage im Sinne hatte, als die Hinrichtung des Herrn Sarranti und das Begräbniß Manuels statthaben sollte. In Ermangelung eines militärischen Belagerungszustandes, denke ich mir, wird Herr von Villèle die Maßregel zu einem moralischen Belage-

rungszustande ausdehnen, das heißt alle Oppositionsjournale unterdrücken, was genau denselben Dienst thun wird, wie das Auslöschen aller Lichter, wenn man deutlicher sprechen will."

„Es sind dies alles nur wahrscheinliche und künftige Maßregeln. Aber ich möchte von den gewissen und gegenwärtigen Maßregeln sprechen."

„Sie werden zugestehen, Herr Jackal, daß das Alles nicht klar ist."

„Wollen Sie, daß ich es sei."

„Ich gestehe Ihnen, daß Sie mir ein Vergnügen bereiten würden."

„Was gedenken Sie diesen Abend zu thun?"

„Bemerken Sie wohl, daß Sie mich fragen, statt mir Mittheilungen zu machen."

„Ein Verfahren wie das andere bringt mich zum Ziele."

„Gut. Ich habe meinen Abend noch nicht vergeben."

Dann fügte er lächelnd hinzu:

„Ich werde thun, was ich alle Abende thue, an denen ich freie Zeit habe; ich werde im Homer, Virgil oder Lucian lesen."

„Das ist eine edle Zerstreuung, der ich mich wohl auch von Zeit zu Zeit hingeben möchte und der ich Ihnen rathe, sich heute Abend mehr denn je zu widmen."

„Weßhalb das?"

„Weil, wenn ich Sie recht kenne, Sie den Lärm, das Geräusch, die Volksmassen nicht lieben."

„Ah! ah! ich beginne zu begreifen — Sie glau-

hen, daß diesen Abend in Paris Lärm, Geräusch, Volksmassen sein werden?"

„Ich fürchte."

„Etwas wie ein Auflauf?" fragte Salvator, indem er seinen Mitunterredner fest ansah.

„Ein Auflauf, wenn Sie wollen," machte Herr Jackal. „Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht um Worte mäckle; aber ich möchte Sie überzeugen, daß für einen Menschen wie Sie, die Lectüre der Dichter des Alterthums einer Promenade in der Stadt von sieben oder acht Uhr an weit vorzuziehen sein dürfte."

„Ah! ah!"

„Wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe."

„Sie sind also gewiß, daß heute Abend ein Auflauf sein wird?"

„Mein Gott, lieber Herr Salvator, man ist nie einer Sache ganz gewiß und namentlich nicht der Launen der Menge; wenn es jedoch auf Grund einiger aus guter Quelle geschöpfter Erkundigungen erlaubt ist, die eine oder andere Conjectur zu machen, so wage ich zu behaupten, daß die Manifestationen des Volksjubels diesen Abend sehr laut ... und ... sogar feindselig werden."

„Ja! und das gerade zwischen sieben und acht Uhr?" machte Salvator.

„Gerade zwischen sieben und acht Uhr."

„So kommen Sie also," sagte Salvator, „um mir anzukünden, daß für diesen Abend ein Aufstand bestimmt ist."

„Allerdings. Sie begreifen wohl, daß ich das Herz und den Geist der Menge gut genug kenne,

um versichern zu können, wenn die Nachricht von dem Sieg der Opposition durch Paris läuft, Paris erbeben wird; und nachdem es gezittert, wird es singen. Und vom Gesang zur Pechpfanne ist nur ein Schritt; wenn Paris gesungen, wird es beleuchten. Ist Paris beleuchtet, so ist zwischen den Pechfackeln und dem Schwärmer nur eine Handbreite. Paris wird deßhalb mit Schwärmer und Zündraketen schießen. Zufällig wird ein Soldat oder ein Geistlicher durch die Straßen gehen, wo man sich diesem unschuldigen Exerzitium hingibt; ein Gamin (dieses Alter ist ohne Mitleid, sagt der Dichter) wird wieder ganz zufällig einen Schwärmer oder eine Zündrakete auf diesen ehrenwerthen Vorübergehenden werfen. Dadurch entsteht große Freude und helles Lachen auf der einen Seite, auf der andern ein Ausbruch des Zornes oder Lärmgeschrei. Man wird heftige Worte, Beleidigungen, vielleicht Schläge austauschen; die Bewegungen der Masse sind so unerwartet."

„Sie glauben, daß es bis zu Schlägen kommen werde?"

„Ja; Sie begreifen; irgend Jemand erhebt seinen Stock gegen den herausfordernden Gamin, der Gamin bückt sich, um dem Schlag auszuweichen; indem er sich bückt, wird er, wieder durch den größten Zufall auf einen Pflasterstein stoßen. Und es braucht nur den ersten Pflasterstein; ist der erste Pflasterstein ausgebrochen, so folgen die übrigen; und bald ist ein ganzer Haufen beisammen. Was mit einem Haufen Pflastersteine machen, als Barrikaden? Man wird anfangs kleinere,

dann bald größere Barrikaden machen, vorausgesetzt, daß ein Dummkopf von Kärrner den unglücklichen Gedanken hat, mit seinem Karren hier vorüber zu fahren. Die Polizei wird hier einen Beweis ächter väterlicher Fürsorge geben. Statt die Rädelsführer zu arretiren, und es gibt, wie Sie sich denken können, immer welche, wird sie die Blicke wegwenden und sagen: „Bah! die armen Kinder, sie müssen sich amüsiren!" und sie wird sie ruhig Barrikaden machen lassen, ohne die Barrikadenmacher zu belästigen."

„Aber das ist ganz einfach schändlich."

„Muß man das Volk sich nicht freuen lassen? Ich weiß wohl, daß mitten in dem Tumulte man auf den Gedanken kommen kann, ich weiß sogar, daß Jemand auf den Gedanken kommen wird, statt einen Schwärmer ein Pistol, statt einer Zündrakete eine Flinte abzuschießen; dann wird, wie Sie sich denken können, die Polizei die Verpflichtung haben, um nicht der Schwäche oder der Mitschuld angeklagt zu werden, einzuschreiten. Aber es wird erst im letzten Augenblick so weit kommen, seien Sie überzeugt, wenn bereits sehr bedauerliche Ereignisse eingetreten sind. Sehen Sie, lieber Herr Salvator, wenn es Ihre ursprüngliche Absicht war, diesen Abend mit der Lectüre Ihrer Lieblingsschriftsteller zuzubringen, so möchte ich Ihnen den Rath geben, nichts in Ihrem Entschlusse zu ändern."

„Ich danke Ihnen für den Rath, mein Herr," sagte Salvator ernst, „und dießmal sind wir wirk-

lich quitt, obgleich ich, offen gesagt, diesen Morgen um neun Uhr von der jüngsten Neuigkeit unterrichtet war, die Sie mitzutheilen mir die Ehre erwiesen."

„Ich bedaure zu spät gekommen zu sein, lieber Herr Salvator."

„Es ist keine verlorene Zeit."

Herr Jackal stand auf.

„Ich verlasse Sie jetzt," sagte er, „mit der Ueberzeugung, daß weder Sie noch Ihre Freunde sich in dieses Wespennest wagen werden, nicht wahr?"

„Ah! was das betrifft, so verspreche ich Ihnen nichts. Ich bin im Gegentheil entschlossen, mich in dieses Wespennest zu wagen, wo es am unruhigsten ist."

„Ist das wirklich Ihre Absicht?"

„Man muß alles sehen, um auf alles gefaßt zu sein."

„Es bleibt mir somit nichts übrig, lieber Herr Salvator, als den aufrichtigsten Wunsch auszusprechen, daß Ihnen keine Unbill widerfahre," sagte Herr Jackal, indem er aufstand und nach dem Vorzimmer ging, wo er seine Polonaise und sein Cachenez wieder anzog.

„Ich danke Ihnen für Ihre Wünsche," sagte Salvator, indem er ihn begleitete; „erlauben Sie mir, Ihnen meinerseits den eben so lebhaften Wunsch auszusprechen, daß Ihnen ebenfalls keine Unbill zustoße, falls das Ministerium das Opfer seiner Erfindung würde."

„Das ist das Schicksal aller Erfinder," sagte Herr Jackal melancholisch, indem er sich verabschiedete.

Ende des sechsten Theils.